

Tanja MULLER, B.A. B.A.

**REKRUTIERUNGSSTRATEGIEN IN LÄNDERN
OHNE WEHRPFLICHT – DAS OBSOLETE
SOLDATISCHE MÄNNLICHKEITSIDEAL UND
SEINE REAKTUALISIERUNG**

Masterarbeit

eingereicht an der

LEOPOLD-FRANZENS-UNIVERSITÄT INNSBRUCK
FAKULTÄT FÜR BILDUNGSWISSENSCHAFTEN



zur Erlangung des akademischen Grades

MASTER OF ARTS

Beurteilerin:

Apl. Prof. Dr. Anna Bergmann

Institut für Erziehungswissenschaft

Innsbruck, Februar 2015

Betreuerin: Apl. Prof. Dr. Anna Bergmann, Institut für Erziehungswissenschaft

Danksagung

Während des Arbeitsprozesses gab es eine Reihe von Menschen, die mir zur Seite standen und auf verschiedene Weise dazu beigetragen haben, dass diese Masterarbeit entstanden ist. Dafür möchte ich ihnen an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

Frau Apl. Prof. Dr. Anna Bergmann danke ich für die wissenschaftliche Betreuung. Sie hat mir beigebracht, Dinge kritisch zu hinterfragen. Außerdem haben ihre konstruktiven Feedbacks die Arbeit sehr bereichert.

Dem ehemaligen luxemburgischen Innen- und Verteidigungsminister Herrn Jean-Marie Halsdorf, dem Vizerektor des luxemburgischen Verteidigungsministeriums Herrn Serge Alzin und den sechs Soldaten danke ich, dass sie sich dazu bereit erklärt haben, an den Interviews teilzunehmen. Ohne sie wäre die Verfassung dieser Arbeit nicht möglich gewesen. Sie haben mir Zugang zu Informationen verschafft, die anders nicht einsehbar sind.

Großer Dank gebührt meinen Eltern, die mir mein Studium ermöglicht haben und sich viel Zeit für das Korrekturlesen der vorliegenden Arbeit genommen haben.

Frau Mag. Cornelia Müller B.A. M.A. danke ich für die Mühe, die sie sich bei den Änderungsvorschlägen gemacht hat.

Zuletzt möchte ich mich bei meinem Lebensgefährten Thierry Michaux, B.Sc. bedanken, dessen aufmunternden Worte und Unterstützung mir sehr viel bedeutet haben. Seine zuversichtliche und motivierende Art hat mir die nötige Kraft für das Verfassen dieser Arbeit gegeben.

Kurzfassung

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit der Fragestellung, wie Staaten ihre Armeen trotz abgeschaffter Wehrpflicht als Grundkonstanten aufrechterhalten können. Es wird von der Hypothese ausgegangen, dass die Staaten über subtile Rekrutierungsstrategien verfügen, die für die Bevölkerung nicht offensichtlich sind und dennoch das Nachrücken von Rekruten garantieren.

Um dies prüfen zu können, sieht die Arbeit eine historische Aufarbeitung des Verhältnisses Militär – Gesellschaft vor. Hierbei wird auf die Methode der Literaturrecherche zurückgegriffen. Mit Hilfe von Interviews wird anschließend versucht, die aktuellen Rekrutierungsstrategien von Ländern ohne Wehrpflicht anhand des Beispiels Luxemburg aufzudecken.

Im Ergebnis wird deutlich, dass die Einführung des Freiwilligendienstes keinesfalls mit dem Verschwinden von Rekrutierungsstrategien einhergeht. Zu den wichtigsten Strategien gehören die Reaktualisierung des soldatischen Männlichkeitsideals sowie Sonderleistungen, die konkurrenzlos vom Militär angeboten werden. Es wird auch erkennbar, dass das Militär nicht die gesamte Gesellschaft bei den Rekrutierungsversuchen anspricht, sondern nur sozial gescheiterte und militärisch sozialisierte Personen. Diesen ist allerdings nicht bewusst, dass sie schon vor ihrer Rekrutierung vom Militär beeinflusst wurden.

Abstract

The present Master's thesis is about the question how countries can maintain their armed forces as a constant despite the abolition of the compulsory military service. It acts on the assumption that these countries dispose of subtle recruitment strategies that the population does not perceive as such. However, these strategies ensure an ongoing enlistment of recruits.

In order to verify the aforementioned statement, this thesis is trying to come to terms with the relationship between the military and society in a historical overview by means of the literary research method and, through interviews, striving to expose the present recruitment strategies in countries without compulsory military service, such as Luxembourg.

The result clearly indicates that the introduction of the voluntary military service does not coincide with the abolition of recruitment strategies. Among the most important strategies are the re-updating of the soldierly ideal of masculinity as well as unrivaled special services offered by the military. One can also recognize that the military does not approach the entire society but only socially unsuccessful and militarily socialized people who do not realize they were influenced by the military long before their recruitment.

Inhalt

Einleitung	1
Kapitel I.....	6
Militarisierungsprozesse in Deutschland von der Frühen Neuzeit bis in die Moderne	6
1. Der dressierte Körper	8
2. Die Militarisierung der Seele	14
Kapitel II	36
Das Konzept des freiwilligen Wehrdienstes	36
1. Die Reaktualisierung des soldatischen Männlichkeitsideals.....	38
2. Die militärischen Sonderleistungen	55
Individuelles Coaching und Zukunftsplanung.....	56
Berufliche Karriere	58
Verdienst, Prämien und andere finanzielle Vorteile.....	60
Disziplinierung.....	61
Ehre und Respekt	61
Zufriedenheit.....	64
Kapitel III	66
Die Motivationsgründe der Soldaten	66
1. Der militärisch sozialisierte Soldat	67
2. Der sozial gescheiterte Soldat	72
3. Das Paradox des gesteuerten freiwilligen Soldaten	77
Resümee	81
Literaturverzeichnis.....	84
Anhang	91

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anzahl der Vorladungen zu den militärischen Aufnahmetests in Luxemburg von 1998 bis 2012.	65
--	----

Einleitung

„Soldaten, sprechen Sie mir zum feierlichen Gelöbnis nach! Ich gelobe, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.“¹

Nachdem die Politik der Bundesrepublik Deutschland den Wehrdienst 1949 zum ‚legitimen Kind der Demokratie‘² ernannt und Rechte mit Pflichten untrennbar miteinander verbunden hatte, legten Millionen von deutschen Männern diesen Schwur ab. In den letzten Jahren ist die Zahl der männlichen Bürger, die eigenen militärischen Einsatz für das Gemeinwohl Deutschlands versprechen, allerdings drastisch gesunken. Ursächlich hierfür ist der politische Beschluss aus dem Jahr 2011, der das Wehrpflichtgesetz vorläufig aufhob. Der Militärdienst wurde an bezahlte Freiwillige, beziehungsweise an die Berufsarmee, delegiert. Mit dieser Gesetzesänderung bildet Deutschland keine Ausnahme in der ‚Europäischen Union‘ (EU). Das Prinzip der obligatorischen militärischen Dienstpflicht für Männer wird insgesamt nur noch von sechs Mitgliedstaaten der EU vertreten. Dazu gehören Dänemark, Estland, Finnland, Griechenland, Österreich und Zypern.³

Diese Tatsache legt den trügerischen Schluss nahe, dass sich die EU in einem Prozess der militärischen Abrüstung befindet. Tatsächlich zeugen aber die Beschlüsse der ‚Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik‘ (GASP) vom Gegenteil. Es findet keine Entmilitarisierung, sondern eine Militarisierung statt. Die EU ist darauf bedacht, ihre sicherheitspolitischen Handlungsfähigkeiten kontinuierlich zu verbessern. So findet sich in dem 2003 verabschiedeten Vertrag von Lissabon folgender Beschluss: „Die Mitgliedstaaten verpflichten sich, ihre militärischen Fähigkeiten schrittweise zu verbessern.“⁴ Außerdem gilt nach wie vor die Vorgabe der Aufrechterhaltung des 1999 etablierten ‚European Headline

¹ Anmerkung: Beim Ablegen des Eides müssen deutsche Soldaten diese Eidesformel nach §9 des Soldatengesetzes sprechen.

² Anmerkung: Hierbei handelt es sich um eine Formulierung, die 1949 vom Bundespräsidenten Theodor Heuss geäußert wurde und seitdem immer wieder im Zusammenhang mit der Wehrpflicht zitiert wird.

³ Central Intelligence Agency (CIA): The World Factbook: Military service age and obligation. O.J. Verfügbar unter: [<https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/fields/2024.html>] (letzter Stand: 08.11.2014)

⁴ Hellmann 2009, S. 162.

Goals‘, das besagt, dass die Mitgliedstaaten bei EU-geführten ‚Operationen‘ in der Lage sein müssen, innerhalb von 60 Tagen 50.000 bis 60.000 Soldaten zu verlegen, die während mindestens einem Jahr Rettungseinsätze, humanitäre Aufgaben, friedenserhaltende Aufgaben, Kampfeinsätze zur Krisenbewältigung sowie Maßnahmen zur Herbeiführung des Friedens verrichten können.⁵ Nicht zu vergessen ist auch die Tatsache, dass die drei EU-Staaten – Deutschland, Frankreich und Großbritannien – sich dazu verpflichtet haben, sogenannte ‚Battle Groups‘ zur Verfügung zu stellen. Dabei handelt es sich um sieben bis neun Soldaten-Einheiten mit je 1.500 Mann. Diese zeichnen sich durch eine sehr hohe Fachkompetenz aus. Ihre Fähigkeiten sind mit denen der ‚North Atlantic Treaty Organization‘ (NATO) kompatibel. Zudem sind die Battle Groups innerhalb von nur 15 Tagen in der ganzen Welt einsatzbereit.

Warum aber verabschieden sich ausgerechnet in einer Phase, wo die Verteidigung „ein Schlüsselement des europäischen Einigungsprozesses“⁶ geworden ist und die internationalen Konflikte sich mit der Ukraine-Krise, dem Islamischen Staat usw. zuspitzen, immer mehr Staaten von der Wehrpflicht? Wer über die Wehrpflicht verhandelt, spricht nicht nur über eine militärische und sicherheitspolitische Erwägung, sondern gleichzeitig über eine Sozialisationsinstanz, die das gesamte männliche Geschlecht seit Anfang des 19. Jahrhunderts geprägt hat. Mit der Aufhebung der Wehrpflicht wird das soldatische Männlichkeitsideal, das ein wichtiger Garant für die militärische Nachkommenschaft war, offiziell als obsolet erklärt.

Befürworter⁷ der Aufhebung stützen sich meist auf das Argument der Einsparung von Milliardenbeträgen und das Problem der mangelnden Wehrgerechtigkeit⁸. In Wirklichkeit spielt allerdings ein anderer Aspekt eine wesentlich größere Rolle.

⁵ Vgl. Auswärtiges Amt, Bundesministerium der Verteidigung: Europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik. 01.06.2009, S. 18. Verfügbar unter: [<https://www.auswaertiges-amt.de/cae/servlet/contentblob/363560/publicationFile/3722/ESVP.pdf>]. (letzter Stand: 13.06.2013).

⁶ Michèle, Alliot-Marie (französische Verteidigungsministerin von 2002 – 2007) zit. n. Roithner 2008, S. 122.

⁷ Anmerkung: Da sich diese Arbeit fast ausschließlich mit der Männergeschichte beschäftigt, wird das generalisierende Maskulinum durchgehend verwendet.

⁸ Anmerkung: ‚Wehrgerechtigkeit‘ bedeutet, dass jeder deutsche Mann ab dem 18. Lebensjahr wehrpflichtig ist und zum Wehrdienst eingezogen wird. Die Wehrgerechtigkeit sollte sicherstellen, dass die Entscheidung, ob ein junger Mann den Wehrdienst ableisten muss, nicht auf Willkür oder Zufall beruht. Die Musterung führte allerdings dazu, dass immer mehr Männer von der Wehrpflicht befreit wurden und somit eine gewisse Ungerechtigkeit entstand.

Um welchen Aspekt es sich dabei handelt, lässt sich an Hand der Argumentationslinie des ehemaligen deutschen Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg nachvollziehen. Während er die Aufhebung der Wehrpflicht zunächst noch durch Sparzwänge rechtfertigte, veränderte er später seine Argumentation und legte den Fokus auf die höhere Effizienz einer professionellen Armee. Auch der Presse blieb diese Diskontinuität nicht verborgen. ‚Die Welt‘ schrieb beispielsweise: „So hatte er seine Reform zuerst vor allem mit Sparzwängen begründet. Später verwandte er dieses Argument nicht mehr und meinte stattdessen die Ziele moderner Sicherheitspolitik seien ohne Wehrpflichtige besser zu erreichen.“⁹ In der Wochenzeitung ‚Die Zeit‘ erklärte Dausend Peter: „In zahlreichen Vorträgen warb er für seinen Plan, den er fortan nur noch politisch begründete. Sein Hauptargument: Den Anforderungen an eine global agierende Einsatztruppe könne eine Wehrpflichtarmee nicht gerecht werden.“¹⁰

Was die EU-Staaten laut diesen Artikeln benötigen sind keine zwangsverpflichteten Bürger in Uniform, sondern freiwillige, motivierte und hochqualifizierte Soldaten. Nun drängt sich die Frage auf, wie die Mitgliedstaaten der Europäischen Union, ihre Armeen als Grundkonstanten aufrechterhalten können? Wie können die EU-Länder ihren Rekruten-Bedarf decken, ohne ihre Bürger zum militärischen Dienst zu verpflichten? In der Aufdeckung dieser Machtmechanismen liegt das Ziel der nachfolgenden Untersuchung. An Hand des EU-Mitgliedstaates Luxemburg soll geprüft werden, ob den Staaten mit der Einstellung der Zwangsrekrutierung, Instrumentarien erhalten geblieben sind, die das Nachrücken des reklamierten Personals sichern. Dabei soll auch ermittelt werden, wie und in welcher Form diese Instrumentarien zum Tragen kommen. Ein besonderes Augenmerk wird auch auf das soldatische Männlichkeitsideal gelegt. Es wird analysiert, ob das soldatische Männlichkeitsideal tatsächlich

⁹ Alexander, Robin: Das Ende der Wehrpflicht ist auch ein Erfolg der FDP. Heute werden zum letzten Mal in Deutschland Rekruten eingezogen. Das Wehrpflicht-Aus ist nicht nur Guttenbergs Verdienst. In: Die Welt. 03.01.2011. Verfügbar unter: [<http://www.welt.de/politik/deutschland/article11934194/Das-Ende-der-Wehrpflicht-ist-auch-ein-Erfolg-der-FDP.html>] (letzter Stand: 14.06.2013)

¹⁰ Dausend, Peter: Breite Unterstützung der Offiziere. In Deutschland siegten vernünftige Argumente über politische Sturheit: Die Wehrpflicht wird ausgesetzt. In: Die Zeit. 10.02.2011. Verfügbar unter: [<http://www.zeit.de/2011/07/Wehrpflicht-Oesterreich>] (letzter Stand: 15.06.2013)

obsolet geworden ist und durch andere Männlichkeiten, wie die des liebenden Vaters, ersetzt wurde.

Luxemburg scheint für dieses Bestreben besonders geeignet, weil die Umstellung auf ein Berufsheer bereits im Jahr 1967 erfolgte.¹¹ Im Vergleich zu Deutschland verfügt das Großherzogtum deshalb über viel umfangreichere Erfahrungswerte, wie man den freiwilligen Soldaten für das Militär gewinnen kann.

Um sämtliche Fragen beantworten zu können, beginnt die Arbeit konzeptuell betrachtet, zunächst mit einer historischen Aufarbeitung des Verhältnisses Gesellschaft – Militär. Von der Neuzeit bis in die Gegenwart soll analysiert werden, wie sich diese Beziehung verändert hat. Im Fokus stehen dabei die militärischen Rekrutierungsmechanismen. Es wird beschrieben, wie sie die Veränderung der Beziehung zwischen Militär und Gesellschaft vorantrieben und reguliert haben. Ein wichtiger Aspekt wird auch die historische Entwicklung des soldatischen Männlichkeitsideals sein.

Da die Militärgeschichte Luxemburgs kaum erforscht ist, wird die Entwicklung Deutschlands in den Vordergrund gestellt. Publikationen über die deutsche Entwicklung, wie die von Ute Frevert, Anna Bergmann und Ralf Pröve können exemplarisch für Luxemburg behandelt werden, weil Luxemburg bis 1795 dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation angehörte und daher auch militärgeschichtlich mit Deutschland sehr lange verbunden war.¹² Zwei weitere wichtige Autoren dieser historischen Darstellung sind Maria A. Wolf und Michel Foucault. Ihre Arbeiten zeigen, dass nicht nur das Militär, sondern auch die Schule und die Medizin eine entscheidende Rolle in der Militärgeschichte gespielt haben.

In einem weiteren Schritt wird Bezug auf die Gegenwart genommen. Mit Hilfe von Interviews, die mit dem Verteidigungsminister Luxemburgs der Legislaturperiode 2009 bis 2013 und dem aktuellen Vizerektor des Verteidigungsministeriums geführt wurden, wird der Frage nachgegangen, ob und

¹¹ Lëtzebuurger Armée: Organisation de l'Armée. Organisation de l'Armée selon la loi du 29 juin 1967. 16.12.2011. Verfügbar unter : [http://www.army.lu/actualites/news.php?archive=2011&news=new_651], (letzter Stand: 30.09.2014).

¹² Trausch 2008, S. 14.

welche Rekrutierungsstrategien der Regierung trotz Freiwilligendienst noch in Luxemburg zur Verfügung stehen. Neben der Darstellung der militärischen Sonderleistungen und der öffentlichen Veranstaltungen des Militärs wird der Rolle der Medien besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es wird unter anderem auf die mediale Darstellung des Krieges als Abenteuer, auf die Konstruktion von Feindbildern und auf die Inszenierung des Soldatenhelden eingegangen.

Im dritten Teil der Arbeit wird von der Regierungsebene zur Subjektebene gewechselt. Die Soldaten sollen in Leitfaden-Interviews zu Wort kommen und berichten, welche persönlichen Motivationsgründe sie hatten, dem Militär beizutreten. Es wird außerdem der Frage nachgegangen, ob sie sich in ihrer Entscheidung von den Rekrutierungsstrategien des Militärs beeinflusst fühlen.

Kapitel I

Militarisierungsprozesse in Deutschland von der Frühen Neuzeit bis in die Moderne

Die Geschichte des Militärs reicht weit in die Vergangenheit zurück. Bereits im antiken Griechenland und im Römischen Reich verteidigten Truppen die territorialen Besitztümer. Besonders die Frühe Neuzeit sollte allerdings die Entwicklungsgeschichte des Militärs prägen. In dieser Epoche wurde der Grundstein für das heutige Militär beziehungsweise die heutigen Volksheere gelegt. Treibende Kraft war damals die Ausbreitung des modernen Staates in ganz Europa. Anders als die mittelalterlichen Feudalstaaten zeichneten sich die modernen Staaten durch eine klare Definition ihrer Territorialgrenzen aus. Um diese Grenzen zu verteidigen und nicht vom Kreis der europäischen Großmächte aufgesogen zu werden, war es für die Staaten wichtig, nach außen Macht zu demonstrieren. Sie mussten in der Lage sein, den gegnerischen Staaten Widerstand zu leisten beziehungsweise ihnen mit der Kampffähigkeit zu drohen.

Dies sollte allerdings nicht die einzige Herausforderung sein, vor der die Staaten im 17. Jahrhundert standen. Auch innerstaatlich mussten sie ihre Macht etablieren. Die feudale Gesellschaft war durch zahlreiche Kleinkriege zwischen Feudal- und Glaubenskonkurrenten gekennzeichnet. Um die gesellschaftlichen Stände zu entmachten, mussten diese Kriege aller gegen alle unterbunden werden. Die entstehenden Staaten mussten einen Weg finden, das Kriegswesen zu entprivatisieren und die Gewalt in ihren Händen zu bündeln.¹³

Etablieren ließ sich sowohl dieses innere Gewaltmonopol als auch die äußere Macht nur durch die Erschaffung einer Armee. Alleine das Militärwesen „verlieh dem Leviathan jene innere Kraft, die er benötigte, um seine territoriale Integrität gegen äußere Feinde zu behaupten und die konkurrierenden Interessen und Konfessionen im Inneren nicht zum Bürgerkrieg eskalieren zu lassen.“¹⁴, so Ulrich Bröckling. Demzufolge war die Armee nicht nur eine Erschaffung des modernen Staates, sondern stellte auch eine wesentliche Voraussetzung für die

¹³ Vgl. Bröckling 1997, S. 33.

¹⁴ Ebd., S. 40.

Herausbildung von Staatlichkeit dar. Staat und Militär gingen ein wechselseitiges Verhältnis ein, indem der eine den anderen legitimierte.

Diese staatliche Schlüsselposition des Militärs erforderte vice versa eine konsequente Ausrichtung des Staates auf die Optimierung der Armee. Sämtliche Anstrengungen mussten in ihre Erfordernisse gesteckt werden. Da sich die feudalen Ritterheere, mit ihren für den Zweikampf ausgerüsteten Kämpfern, für die modernen Staaten nur als begrenzt effizient erwiesen, mussten die Heere von Grund auf neu konzipiert werden.¹⁵ Die Veränderungen, die daraufhin im Militär vorgenommen wurden, waren so einschneidend, dass Historiker sie heute unter dem Terminus ‚militärische Revolution‘¹⁶ zusammenfassen.

Intuitiv wird eine militärische Revolution meistens mit einer Reformation im Bereich technischer Hilfsmittel, der militärischen Strategien usw. verbunden. Tatsächlich kam es auch zu einer regelrechten Verwissenschaftlichung hinsichtlich Kriegsweisheiten, Kommandostrukturen, Kampfformationen und Waffen. Allerdings sollte die Gesellschaft noch wesentlich stärker betroffen sein.

Ein Blick ins Lexikon macht diese Aussage nachvollziehbar. Folgende Definition zum Begriff ‚Militär‘ steht dort geschrieben: „Als Militär bezeichnet man in der Regel mit Waffen ausgerüstete Menschen [sic!] die einem Staat dienen und mit Aufgaben der äußeren und inneren Sicherheit beauftragt sind und zusätzlich als Unterstützungskräfte dienen können.“¹⁷ Hierbei handelt es sich natürlich um eine sehr reduzierte und fast schon triviale Definition. Nichtsdestotrotz, zeigt sie gerade aufgrund ihrer Knappheit, dass die Gesellschaft mit ihren Individuen der elementare Grundbaustein einer jeden Streitkraft ist. Das Militär kann nicht ohne die Ressource des ‚Menschenmaterials‘ funktionieren – eine Trennung von beiden Bereichen ist nicht denkbar. Militär und Gesellschaft bilden schon seit der Herausbildung der ersten stehenden Heere im Römischen Reich und in Griechenland, ein festes Gefüge. Angesichts dessen kann die militärische Revolution auch nicht spurlos an der Gesellschaft vorbei gegangen sein.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 32.

¹⁶ Vgl. Nowosadtko 2002, S. 213 f.

¹⁷ Last, Rene, Lück, Nina: Militär Wissen. Definition Militär. 2014 Verfügbar unter: [<http://www.militaer-wissen.de/definition-militaer/>] (letzter Stand: 02.02.2015)

Die militärische Revolution zog bezüglich des Verhältnisses Militär – Gesellschaft einen Entwicklungsprozess nach sich, der bis heute nicht abgeschlossen ist. Die Staaten ganz Europas sollten davon betroffen sein. Deutschland beziehungsweise der ehemalige Militärstaat Preußen bildet dabei keine Ausnahme.

1. Der dressierte Körper

Als Friedrich Wilhelm I., auch ‚Soldatenkönig‘ genannt (* 14. August 1688; † 31. Mai 1740), Anfang des 18. Jahrhunderts den Thron Preußens bestieg, hatten sich Russland, Frankreich und Österreich bereits als Militärstaaten etabliert. Um sein Reich in den Kreis dieser Großmächte zu führen, musste auch er die Armee zum Instrument seiner Macht formen. Seitdem sich das Kriegswesen von den, für den Zweikampf ausgerüsteten, Rittern distanziert hatte, galt das ‚Haufenprinzip‘ beziehungsweise die ‚Körpermasse‘ als sehr wirksam. Beim Haufenprinzip handelt es sich um eine Kampfformation, die nach dem Prinzip eines Hammers funktioniert. Ihr kämpferisches Potential besteht in der Wucht beziehungsweise im Stoß, den sie dem Feind entgegen kann.¹⁸ Trotz einiger Strukturänderungen hielt auch Friedrich Wilhelm I. an diesem Modell fest. Die Aufrechterhaltung dieser Denktradition führte dazu, dass sich ein starkes Heer für den Soldatenkönig vor allem durch die Größe auszeichnete. Um die anderen Staaten mit seinem Heer zu übertrumpfen, ließ er seine Armee folglich konsequent ausbauen. Mit einer angestrebten Heeresvermehrung von insgesamt 10.000 Mann stieg der Personalbedarf so stark an, dass er nicht mehr von den bis dato angeworbenen Söldnern und freiwilligen Adelligen abgedeckt werden konnte. Aus diesem Grund wurde das Rekrutierungssystem auf die gesamte männliche Bevölkerung ausgeweitet. Problematisch an dieser Neuerung war die Tatsache, dass die preußischen Untertanen dem Militär sehr kritisch gegenüber standen. Die höfische Zeit mit den bewundernswerten tugendhaften Rittern hatte sich schon längst einem Ende zugeneigt. Kaum jemand wollte, beziehungsweise konnte sich mehr mit dem Militär identifizieren. Den Offizierskorps versuchte man weitgehend zu meiden, weil die Offiziere sich über die nichtadelige Zivilgesellschaft sehr

¹⁸ Vgl. Bröckling 1997, S. 32 ff.

erhaben fühlten.¹⁹ Auch den Soldaten begegnete die Bevölkerung mit größter Distanz. Grund hierfür war vor allem die missachtende Haltung der Streitkräfte gegenüber dem gesellschaftlichen Verhaltenskodex.

Die deutsche Historikerin Ute Frevert skizziert den Soldatenstand der Neuzeit folgendermaßen: „Im Militär hieß es immer wieder, lerne man Müßiggang, Trincken, und Spielen.“²⁰ Weiter schreibt sie:

„Gerichtsprotokolle des 18. Jahrhunderts bezeugen eindrucksvoll, mit welchem ‚Sturm‘ Soldaten bei ihrem kurzen Liebeswerben vorgingen. Zuweilen schützten Frauen aber auch bloß vor, von Soldaten vergewaltigt worden zu sein, um auf diese Weise den wirklichen Schwängerer zu decken. Daß ihnen dies vom Gericht geglaubt wurde, weist darauf hin, daß ein solches – hier nur vorgeschobenes – Verhalten typisch gewesen sein muß und den Erfahrungen der Zeitgenossen entsprach.“²¹

Nur ungern entließen Eltern der vornehmeren sozialen Schichten ihre Söhne in solche Kreise. Doch nicht nur die Angst vor dem moralischen Verfall ließ Eltern vor dem Militärdienst zurückschrecken. Der Militärdienst des Sohnes war auch mit dramatischen finanziellen Einbußen verknüpft. Mit der militärischen Anwerbung des Sohnes ging den Handwerker- und Bauernfamilien eine wichtige Arbeitskraft verloren. Diese konnte auch nicht durch das Soldatengehalt des Sohnes ausgeglichen werden. Ganz im Gegenteil: das Militär bot längst keine Aussicht mehr auf Wohlstand und sozialen Aufstieg. Oft blieb die Bezahlung sogar gänzlich aus.²²

Nicht zu vergessen ist auch die Tatsache, dass die Menschen kriegsmüde waren. Das 17. Jahrhundert hatte mit insgesamt 5.193 militärischen Auseinandersetzungen unzählige Tote in Europa gefordert.²³

Um seine Armee trotz dieser gesellschaftlichen Abneigung erweitern zu können, entschied sich Friedrich Wilhelm I. gemeinsam mit seinen Kriegsbeauftragten für die drastische Maßnahme der Zwangsrekrutierung. Die beauftragten Werber machten regelrecht Jagd auf hochgewachsene und starke Männer. Fast schon symptomatisch wurde der ‚geeignete Rekrutennachwuchs‘ von den Werbern überfallen, alkoholisiert und entführt. Auch leere Versprechen von hohen

¹⁹ Vgl. Frevert 2001, S. 22.

²⁰ Frevert 2001, S. 24.

²¹ Ebd., S. 24.

²² Vgl. Bröckling 1997, S. 59.

²³ Vgl. Bergmann 2011, S. 294.

Gehältern oder Karrieren gehörten zur Tagesordnung. Die Werber schreckten sogar nicht davor zurück, Blut zu vergießen. Ralf Pröve veranschaulicht diese Gewalttätigkeit besonders deutlich mit einem Zeugenbericht aus Mecklenburg aus dem Jahr 1718:

„Als ich in die Wache geschleppt war und mich weigerte den [Fahnen]Eid zu schwören, wies man mich auf [einen anderen Bürger hin] der vor einer halben Stunde von seinem Wagen weggenommen war, der nun sehr grausam tractirt wurde, indem er sich ganz krumm bücken, mit zwei großen Steinen übereinander, dazwischen Sand gestreut, mahlen mußte. Vor ihm saßen ein Capitain, hinter ihm ein Officier, welche ohne Unterlaß, wenn er müde vom Mahlen ward, auf unmenschlich Art auf ihn zuschlugen, ihn vorne und hinten mit Wasser begossen, mit Nadeln prickelten, die Hände an die Füße banden und einen großen Prügel durchstachen, auf der Pritsche also herumrolleten und ihn so matt machten, daß er kaum mehr Athem holen konnte“.²⁴

Aufgrund dieser gewalttätigen Situation tauchten junge Männer in Scharen unter, setzten sich ins Ausland ab oder desertierten nach ein paar Wochen Dienstleistung.²⁵ Diese Entwicklung bedeutete natürlich einen herben Rückschlag für den Soldatenkönig sowie für das Militärsystem insgesamt.

Als die Klagen der Bevölkerung in den 1730er Jahren immer lauter wurden und die Landesflucht zu einem ernsthaften Problem wurde, führte Friedrich Wilhelm I. ein neues Rekrutierungssystem ein. Dieses sogenannte ‚Kantonsystem‘ teilte das gesamte preußische Territorium in Kantone ein. Jeder Kanton war einem Regiment zugewiesen, das die Aufgabe hatte, den männlichen Nachwuchs sämtlicher Haushalte in Kantonrollen einzutragen. Sobald die registrierten männlichen Einwohner das Alter von 20 Jahren erreicht hatten, mussten sie die Dienstpflicht antreten. Der Wehrdienst dauerte in der Regel zwei Jahre. Danach wurden die Soldaten beurlaubt und mussten jährlich nur noch eine Exerzier- und Präsenzzeit von zwei bis drei Monaten absolvieren. Die Kantonisten konnten dementsprechend ihren gewohnten Tätigkeiten und Arbeiten trotz Dienstpflicht weiterhin nachgehen.²⁶

‚Das Verdienst‘ dieses neuen Systems bestand darin, dass die Rekrutierung einen gesetzlichen Rahmen bekam und, dass erstmals eine große Zahl preußischer Männer militärisch sozialisiert werden konnte. Schließlich hinterlassen zwei Jahre

²⁴ Pröve 2010, S. 7.

²⁵ Vgl. Frevert 2001, S. 25 f.

²⁶ Vgl. Bröckling 1997, S. 65.

Wehrdienst ihre Spuren bei Menschen. Gleichzeitig lieferte es aber auch Zündstoff für eine noch größere Negativ-Einstellung innerhalb einiger Milieus. Schuld daran war vor allem die inkonsequente Durchsetzung des Kantonsystems. Das neue Rekrutierungssystem sah sehr viele Ausnahmeregelungen vor. Hoferben, einzige Söhne, gesundheitlich Beeinträchtigte, Männer mit kleinem Körperbau usw. waren von der Dienstpflicht ausgenommen. Für besser gestellte Dienstpflichtige bestand sogar die Möglichkeit, sich gegen ein Lösegeld der Militärpflicht zu entziehen. Diejenigen, die nicht von diesen Sonderregelungen Gebrauch machen konnten, empfanden den Dienst folglich nicht mehr nur als Zwang, sondern auch noch als Diskriminierung oder Strafe.²⁷ Aus diesem Grund blieb das Problem der Fahnenflucht ungelöst und die Etablierung eines effizienten Militärwesens weiterhin in weiter Ferne.

Auch wenn sich die Heeresvergrößerung als eine Hürde herausstellte, so wurden die Truppen im Laufe der Zeit dennoch bedeutend umfangreicher, als sie dies beim Amtsantritt Friedrich Wilhelm I. gewesen waren. Mit zunehmendem Truppenumfang und dem Einsatz von Handfeuerwaffen wurde es immer wichtiger die Heere flexibel zu gestalten. Nur so konnte das strategische Potential ausgeschöpft werden. Mit einer Truppe, die nach dem Haufenprinzip funktionierte, war dies allerdings nicht möglich. Diese Methode war einfach nicht für komplizierte Bewegungsabläufe geeignet. War die Körpermasse beziehungsweise der ‚Haufen‘ erst in Bewegung gesetzt, so blieb nur mehr die Bewegung nach vorne. Weder ein Richtungswechsel, noch sonstige spontane Änderungen konnten während der Austragung des Kampfes noch bewirkt werden. Auf die Siegchance übertragen, bedeutete dies, dass ein Sieg nur dann möglich war, wenn der Gegner zahlenmäßig unterlegen war und das gleiche unflexible System verwendete. Das Vertrauen auf die Unterlegenheit des Gegners machte jeden Angriff zu einem mehr als unsicheren Unterfangen. Denn schließlich war der Umfang der gegnerischen Truppen nicht im Vorfeld bestimmbar.

Eine beweglichere und gleichzeitig auch strategisch vielversprechendere Kampfaufstellung bot die niederländischen ‚Körpermaschine‘. Dieses Prinzip erlaubte rasche Richtungsänderungen, ohne dass sich die Truppe jedes Mal auflösen musste. Damit diese Körpermaschine funktionieren konnte, musste das

²⁷ Vgl. Frevert 2001, S. 26 f.

gesamte Heer zu einer Maschine umfunktioniert werden. Sämtliche Rädchen mussten ineinandergreifen.²⁸ Weniger metaphorisch formuliert, kann auch gesagt werden, dass alle Soldaten, ohne Ausnahme, ihre Aufgabe bis ins Detail beherrschen und ordnungsgemäß ausführen mussten.

Der Thronfolger von Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. (* 24. Januar 1712; † 17. August 1786), erkannte aufgrund seiner militärischen Kenntnisse relativ früh, dass die Gebundenheit der Soldaten an den Staat den Erfolg dieser Körpermaschine um ein Vielfaches erhöhen könnte. Eine emotionale, geistige Grundlage hätte die Rekruten für die notwendigen Instruktionen nämlich weitaus empfänglicher gemacht.

Da der Militärdienst trotz Einführung des Kantonsystems allerdings noch immer sehr wenig Ansehen in der Bevölkerung genoss, konnte Friedrich der Große bei den Rekruten nicht auf die Liebe zum Dienst am Staat vertrauen. In seiner ‚General-Principia vom Kriege‘ drückte er seine Einschätzung hinsichtlich der Motivation der Soldaten besonders deutlich aus:

„Der grösseste Theil einer Armee [...] bestehet aus indolenten Leuten; Wenn ein General selbigen nicht beständig auf den Hacken ist, so wird diese gantze so künstliche und vollkommene Maschine sich sehr geschwinde detraquieren, und der General wird eine wohl disciplinirte Armee als denn nur allein in der Idee haben.“²⁹

Um die Soldaten dennoch zu brauchbaren Staatsdienern zu formen, machte er die bereits von seinem Vater eingeführte Disziplinarordnung zur Grundlage der militärischen Ausbildung. Vor allem die Techniken des Drills baute er bis zur Perfektion aus.

Genau wie es heute noch für den Drill üblich ist, zeichnete sich auch der friederizianische Drill durch eine besonders penible Form der Dressur aus. Zielscheibe dieser Dressur waren die Körper der Soldaten. Auf der Grundlage von anatomischen Registern, die den menschlichen Körper nicht als Ganzes, sondern als eine Zusammensetzung von vielen kleinen Teilen betrachteten, bearbeitete und formte das Militär den Soldatenkörper im Detail. Die rekrutierten Männer lernten beispielsweise ihren Blick nicht nach unten zu richten, den Rücken gerade zu

²⁸ Vgl. Bröckling 1997, S. 33.

²⁹ Friedrich der Große 1753 zit. n. Bröckling 1997, S. 66.

halten und den Bauch anzuspannen. Den Soldaten wurde durch das ständige Wiederholen von spezifischen Übungen eine völlig neue Körperrhetorik beigebracht, die die Soldaten soweit verinnerlichen sollten, dass sie zu einem Automatismus wurde. Sogar die Gangart und das Stillstehen waren davon nicht ausgenommen. Gehen bedeutete nicht länger sich einfach nur fortzubewegen, sondern mit festem Schritt zu marschieren, eine gewisse Schrittlänge einzuhalten und die Knie zu straffen. Beim Stillstehen reichte es nicht, sich nicht von der Stelle zu rühren. Stillstehen hieß, dass sich die Hacken zackig berühren mussten, die Füße in einem 60-Grad-Winkel zueinanderstehen mussten, die Hand flach an der Oberschenkelseite aufliegen musste, der Mittelfinger die Hosennaht berührte, die Haltung gerade war und der Mund geschlossen blieb.³⁰

Zusätzlich zum Drill führte Friedrich der Große auch noch ein ausgefeiltes Überwachungs- und Strafsystem ein. Ulrich Bröckling schreibt dazu:

„Offiziere und Unteroffiziere führten in und außer Dienst den Stock bei sich und konnten nach Belieben Schläge austeilen, ohne sich dafür vor irgendjemandem rechtfertigen zu müssen. Bei ‚Widersetzung, Bedrohung oder gar Gegen-Wehr [sic!]‘ drohte dem gemeinen Soldaten das Erschießungspeloton.“³¹

Neben dem Korporalstock und den permanenten Todesdrohungen waren noch viele andere Torturen gängige Praxis. Sehr gefürchtet war beispielsweise der Spießbrutenlauf. Dabei musste der Verurteilte mit langsamem Schritt durch eine, von um die 200 Mann gebildete, Gasse gehen und sich den Rutenhieben letzterer aussetzen.

Friedrich dem Großen gelang es mit dieser Disziplinarordnung die Lücke zwischen Militär und Gesellschaft erstmals deutlich zu verringern. Die Problematik der Rekrutierung blieb zwar nach wie vor bestehen. Niemand begab sich freiwillig in die Hände dieser Zuchtanstalt. Allerdings hatte er einen Weg gefunden, die Bürger auch ohne militärische Begeisterung nutzbar zu machen. Mit der vereinheitlichten Kodierung der Soldaten-Körper, war das Heer kalkulierbar geworden und die angestrebte Körpermaschine konnte nahezu nahtlos umgesetzt werden. Der Drill und das Strafsystem hatten die Soldaten zu ‚Rädchen‘ geschliffen, die perfekt ineinandergriffen und auch ohne Bedenken ausgetauscht

³⁰ Vgl. Academic dictionaries and encyclopedias: Formaldienst. O.J. Verfügbar unter: [<http://de.academic.ru/dic.nsf/dewiki/454915>] (letzter Stand: 18.12.2013)

³¹ Bröckling 1997, S. 74.

werden konnten.³² Die Männer hatten die ihnen aufgetragenen Aufgaben inkorporiert und führten diese ohne Widerwillen mit höchster Perfektion aus.

Der Militärgeschichtler Hans Delbrück beschreibt diesen Prozess folgendermaßen:

„Die Masse brachte Elemente, die an sich unkriegerisch und widerwillig waren, die Disziplin machte sie brauchbar und ermöglichte die Einstellung immer größerer Massen dieser Art; je schlechter das Material wurde, desto nötiger war wieder die feste Form, die Disziplin, die den Einzelnen in dem taktischen Körper fast verschwinden ließ. Wiederum das Exerzieren erzeugte die Disziplin und die Disziplin ermöglichte eine Exaktheit und Feinheit des Exerzierens, die immer weiter getrieben wurde und den Einzelnen als ein fast beliebig auswechselbares Stück der Maschine ansah und behandelte.“³³

2. Die Militarisierung der Seele

Preußen hatte mit Hilfe der disziplinierten Körpermaschine wichtige Siege davongetragen und sich als Militärmacht in Europa etablieren können. Spätestens 1806, zehn Jahre nach dem Tod Friedrich des Großen, wurde Preußen allerdings deutlich vor Augen geführt, dass das Modell des disziplinierten Körpers nicht unfehlbar war.

In diesem Jahr ging Napoleon (*15. August 1769; † 5. Mai 1821) als überragender Sieger aus dem französisch-preußischen Krieg hervor. Er hatte Preußen so weit in die Knie gezwungen, dass der Staat vor einem der größten Verluste in seiner Geschichte stand. Napoleon hatte mehr als die Hälfte des Territoriums und der Untertanen an sich gerissen. Auch von der militärischen Körpermaschine war nicht mehr viel übrig geblieben. Hatte sie einst 253.000 Soldaten gezählt, so waren nach dem Krieg nur noch 42.000 Mann am Leben.³⁴

Besonders dramatisch für den preußischen Kriegsapparat war an dieser Niederlage die Tatsache, dass Preußen genau das zum Verhängnis geworden war, was Friedrich der Große versucht hatte mit der Disziplinarordnung zu kompensieren, nämlich die Motivation und Begeisterung der Soldaten. Der Mobilisierungserfolg innerhalb der französischen Armee war einfach zu stark gewesen, als dass die ‚seelenlose‘ Körpermaschine ihr hätte standhalten können. Bröckling bringt dies besonders auf den Punkt:

³² Vgl. Bröckling 1997, S. 33.

³³ Delbrück 1920, S. 292 f.

³⁴ Vgl. Frevert 2001, S. 19.

„Das Modell des disziplinierten Körpers war die Maschine. Seine Zuverlässigkeit beruhte auf der Beherrschung der Affekte. Um gehorsame Soldaten zu erzeugen, mußten alle Leidenschaften bekämpft werden – auch die des Kämpfens selbst. Das Fleisch wurde willig gemacht, der Geist blieb schwach. Wo totale Subordination verlangt wurde, konnte man begeisterte Krieger weder erwarten noch brauchen. Maschinen funktionieren, aber sie kämpfen nicht.“³⁵

Nach der tiefgreifenden Kriegserschütterung, sahen der König und seine Minister nur eine Möglichkeit, sich wieder an die Spitze Europas zurück zu kämpfen. Sie mussten trotz der gesellschaftlichen Ablehnung des Militärs einen Weg finden, der Körpermaschine Leben einzuflößen; beziehungsweise die Menschen für den militärischen Kampfeinsatz zu begeistern.

Dass eine neue Strategie erforderlich sei, verstand sich für die Reformbeauftragten und den König von selbst. Bereits im Jahr 1808 wurden deshalb auch neue Kriegsartikel veröffentlicht, die das Stockprügeln und den Gassenlauf untersagten.³⁶ Diese Gesetzesänderung war ein erster wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Allerdings bedurfte es aus militärdeologischer Sicht noch weitaus tiefenwirksamerer Reformen, um einen flächendeckenden militärischen Enthusiasmus innerhalb der Bevölkerung herzustellen.

Die Ausarbeitung der tiefenwirksamen Reformprogramme sollte sich jedoch als äußerst schwierig herausstellen. Innerhalb der zu dieser Problematik geführten Militärdebatte herrschte ein allgemeiner Konsens darüber, dass der Schlüssel zur Entstehung eines allgemeinen militärischen Opfergeistes, das persönliche Pflichtbewusstsein der Untertanen sei.³⁷ Die Untertanen mussten es als selbstverständlich betrachten, ihr Land zu verteidigen. Da die Mobilisierungsenergie der französischen Truppen auch aus diesem Pflichtbewusstsein gespeist worden war, sprachen sich viele Reformbeauftragten, wie der preußische Generalfeldmarschall August Neidhardt von Gneisenau (* 27. Oktober 1760; † 23. August 1831), für eine Nachahmung des französischen Modells aus. Problematisch an diesem Entwurf war allerdings die Tatsache, dass das Pflichtbewusstsein des französischen Volkes seinen Ursprung in der Französischen Revolution (1789 bis 1799) gehabt hatte. Während der Revolution war das Ständesystem einer demokratischen Gesellschaftsform gewichen. Getreu

³⁵ Bröckling 1997, S. 90.

³⁶ Vgl. Frevert (a) 1997, S. 24.

³⁷ Vgl. Frevert 2001, S. 34.

dem Leitspruch der Revolution ‚Liberté, Égalité, Fraternité‘ waren sämtliche Bewohner Frankreichs zu vollwertigen Staatsbürgern geworden. Sie besaßen einen „allgemeinen Mitgliedsstatus auf Basis der Gleichheit vor dem Gesetz“³⁸ und genossen ein gewisses politisches Mitspracherecht. Aufgrund dieser Zugeständnisse konnten sich die Menschen mit ihrem Land identifizieren. Als Staatsbürger machte es für sie Sinn, mit enthusiastischer Liebe für ihr Vaterland zu kämpfen.³⁹ Sie verdankten ihm ihre Existenz, ihre Sicherheit, ihre Ruhe und ihre Rechte.⁴⁰

Da das preußische Sozialsystem dem des französischen Nachbarn seit der Französischen Revolution in keinsten Hinsicht mehr ähnelte, hätte eine Nachahmung des französischen Modells eine Adaptation des politischen Systems impliziert. Nichtsdestotrotz wurde in Preußen nach wie vor an der Monarchie festgehalten. Weder der König noch seine Entourage konnten sich dafür begeistern, dem Volk politische Zugeständnisse zu machen. Sie wollten keine radikalen Systembrüche riskieren. Zu groß war die Angst des Königs vor dem Verlust seiner uneingeschränkten Macht.

Wie aber sollte es Preußen gelingen, das persönliche Pflichtgefühl bei seinen Bürgern zu wecken, wenn sich das preußische Sozialsystem nicht als imaginärer Fluchtpunkt eignete? Warum sollten sich die Bürger für ihr Land opfern, wenn es ihnen keine Rechte zugestand?

Die Reformer entschieden sich für eine künstliche Herstellung des allgemeinen Pflichtbewusstseins. Die Menschen sollten zu opferbereiten Staatsbürgern erzogen werden. Ute Frevert fasst diesen Ansatz der Reformer folgendermaßen zusammen: „Da das französische Modell einer souveränen Staatsbürger-Nation für Preußen nicht in Frage kam, blieb den Reformern nur der Ausweg einer Erziehungsdiktatur.“⁴¹

Der Begriff ‚Erziehungsdiktatur‘ deutet auf eine mehr oder weniger unsanfte Belehrung des Volkes hin. Tatsächlich deckt sich dies auch größten Teils mit der Realität.

³⁸ Mackert 2006, S. 22.

³⁹ Vgl. Frevert 2001, S.18.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 35.

⁴¹ Frevert (a) 1997, S. 25.

Die politischen Umstände des Jahres 1813 zwangen Preußen mit extremer Bestimmtheit vorzugehen. Als Russland die napoleonischen Truppen besiegte, führte Preußen seine Untertanen mit sehr viel Druck an ihre militärische Pflicht heran. Preußen wollte die Schwäche des französischen Feindes ausnutzen. Der Staat glaubte nur so eine Chance zu haben, die von Frankreich besetzten Territorien zurückzuerobern. Um schnell ein großes und motiviertes Heer zusammenzustellen, entschied sich Friedrich Wilhelm III. (* 3. August 1770; † 7. Juni 1840) für den Erlass eines Gesetzes, das bereits 1808 öffentlich angekündigt worden war: das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht.⁴² Neben dieser partiellen Nachahmung der napoleonischen Methode⁴³ überarbeitete er auch die soldatischen Abrichtungsmethoden.

Das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht verpflichtete alle preußischen Männer mit Abschluss des siebzehnten Lebensjahres im Militär zu dienen. Exemptionsregelungen beziehungsweise Befreiungen vom Militärdienst gab es mit Ausnahme von spezifischen Fällen keine mehr. Bei Missachtung des Gesetzes war der Staat sehr unnachsichtig geworden. So konnte die Einhaltung der Wehrpflicht polizeilich erzwungen werden. Auch Strafen, wie Gefängnisstrafen, standen auf der Tagesordnung.

Bei der Abrichtung wurde ebenfalls drastischer als je zuvor verfahren. Um die Rekruten zu opferbereiten Soldaten zu erziehen, wurden der Drill und das Überwachungssystem durch die Disziplinierung des Geistes ergänzt. An dieser Stelle könnte eingeworfen werden, dass jede Art von Erziehung den menschlichen Geist prägt. Nichtsdestotrotz gibt es kaum eine Erziehungsmethode, die mehr Spuren in der menschlichen Seele hinterlassen hat, als die militärische. Die Disziplinierung des Geistes entsprach einer regelrechten Affektregulierung beziehungsweise einer Charakterstählung. Der Geist der Soldaten wurde mit den unterschiedlichsten Methoden so lange bearbeitet, bis die erwünschte moralische Stärke verinnerlicht war. Laut Kurt Spohn drückte sich moralische Stärke im Militär in „einem peinlichen Ehrgefühl und gesteigerten Pflichtbewußtsein, in

⁴² Vgl. Frevert 2001, S. 39.

⁴³ Anmerkung: Die Wehrpflicht war in Frankreich bereits 1798 gesetzlich festgelegt worden.

eiserner Energie und Willenskraft, in männlichem Stolz oder wenn das besser klingt, in stolzer Männlichkeit aus“.⁴⁴

Preußen hatte Frankreich besiegt. Nichtsdestotrotz hatte die Abneigung der Bevölkerung gegenüber dem Militär nicht wesentlich abgeschwächt werden können. Man ist schnell dazu verleitet, diesen ‚Entwicklungsstillstand‘, darauf zurückzuführen, dass die Wehrpflicht dem Kantonsystem konzeptuell betrachtet sehr stark ähnelte. Wirklich neu waren nur der Ausschluss der ausländischen Soldaten und der Aspekt, dass Männer aller Schichten einberufen wurden. Nach einer Periode der Gewöhnung sollten es allerdings genau diese beiden Änderungen sein, die den Wendepunkt in der Geschichte des preußischen Militärs bewirkten.

Aufgrund der schichtübergreifenden Einberufung griffen die Soldaten nicht mehr als eine zusammengewürfelte Ansammlung von Bauersöhnen, finanziell schlecht Gestellten, Vagabunden und Ausländern zu den Waffen. Die Männer absolvierten ihren Dienst nicht als Individuen ohne jegliche Gemeinsamkeit, sondern als ein Kollektiv von Menschen, dem das Herkunftsland, die Sprache, die Sitten, die Traditionen gemeinsam war. Wie erwähnt, hatte der Staat das Heer mit dieser Vereinheitlichung nicht wesentlich effizienter gemacht. Er hatte damit allerdings etwas anderes erreicht. Er hatte ‚von oben‘ das geschaffen, was sich in Frankreich ‚von unten‘ gegen die alte Staatsverfassung gerichtet hatte: eine allgemeine Staatsbürgerschaft. Obwohl diese allgemeine Staatsbürgerschaft den Untertanen noch keine Rechte zusicherte, so hatte sie dennoch einen hohen symbolischen Wert. Sie machte den Männern Hoffnung auf eine vollkommen verbürgerlichte Staatsverfassung.

Mit dieser Hoffnung hatte der Staat ein neues Erziehungsinstrument in der Hand; ein Instrument das effizienter aber gleichzeitig auch diskreter war als die Erziehungsdiktatur. Die Regierung wusste nur allzu gut mit diesem Instrument umzugehen. Frevert schreibt in diesem Zusammenhang:

„Langsam, jedoch mit nachhaltiger Wirkung, bildete sich im Vormärz eine Rhetorik heraus, die den Militärdienst nicht nur als staatsbürgerliche

⁴⁴ Spohn 1907 zit. n. Frevert (b) 1997, S. 159.

Verpflichtung pries, sondern auch als Mittel gesellschaftlicher Integration und als kulturelles Sozialisationserlebnis rechtfertigte.“⁴⁵

Der Staat begann das Militär als diejenige Institution anzupreisen, die den Männern den ersehnten Wunsch nach staatsbürgerlichen Rechten erfüllen würde.

Tatsächlich erzielte das Militär damit den gewünschten Effekt. Die männliche Bevölkerung machte das Militär zu ihrem Hoffnungsträger, sodass sich das militärische Pflichtbewusstsein weitflächig verbreiten konnte. Vor allem das Bürgertum war dafür besonders empfänglich. Die Denker dieser neuen Vergesellschaftungsform verharren nicht länger auf der kompromisslosen Ablehnung des Militärs. Sie ersetzen das Bild des Soldaten-Rüfels durch das des kämpferischen Helden. „Theoretisch konnte es einen vorbildlichen Kriegshelden geben, wenn dieser mit den politischen Einstellungen des Bildungsbürgertums konform ging und seine moralischen und intellektuellen Forderungen erfüllte“⁴⁶, so der Historiker René Schilling.

Wie der Begriff ‚theoretisch‘ bereits andeutet, handelte es sich bei diesem ‚Kriegshelden‘ um ein Ideal. Der Opferheld hatte in bürgerlichen Diskursen seine Richtigkeit. Mit der realen Gegebenheit hatte er allerdings nur wenig gemein. Kaum ein Soldat konnte die hohen Ansprüche des Bürgertums erfüllen, da sie im Widerspruch zu den brutalen Anforderungen standen, die das Militär in der Praxis an seine Krieger stellte. Um dem bürgerlichen Ideal des heroischen Soldaten gerecht zu werden, musste der Soldat in jeder Lebenslage eine bürgerliche Gesinnung beziehungsweise eine bürgerliche Moral verinnerlicht haben. Legitim war der militärische Einsatz nur im Verteidigungsfall. Nur wer sein Vaterland gegen eine äußere Bedrohung schützte, galt als ehrenhaft. Siegeszüge, die das Ziel der Territorienenerweiterung hatten und Gräueltaten an Zivilbevölkerungen verübten, wurden vom Bürgertum verachtet.

Die bürgerliche Gesinnung bedeutete auch, dass der Soldat sich nicht einer Wildheit hingeben durfte. Er musste gegenüber seinem Gegner Humanität walten lassen. Das menschliche Geschlecht musste trotz aller Liebe zum Vaterland Vorrang behalten. Schilling erklärt diese Maxime folgendermaßen:

⁴⁵ Frevert 2001, S. 64.

⁴⁶ Schilling 2002, S. 45.

„Mochte der Gegner sich im Krieg auch als Feind darstellen, so war diese Feindschaft jedoch an den konkreten Konflikt gebunden und wurde nicht quasi verewigt, wie dies später im Kontext der Freiheitskriege geschah. Der Gegner gehörte immer noch der Gattung der Menschheit an und verdiente daher Respekt.“⁴⁷

Mitte des 19. Jahrhunderts verknüpfte der Staat schließlich staatsbürgerliche Pflichten mit Rechten. Allerdings tat die Regierung dies auf eine andere Art und Weise, als sich das Bürgertum dies erwartet und gewünscht hatte. Die Bürger bekamen kein politisches Mitspracherecht. Dafür wurden aber elementare Rechte, wie das Heiratsrecht und das Recht des ländlichen Erwerbs, an die Wehrpflicht gebunden. Die Männer durften erst nach der Armeezeit heiraten und Land beziehen.

Anzumerken ist, dass die Eheschließung im 18. Jahrhundert ausschließlich an die Bedingung gebunden war, dass der Mann eine Familie unterhalten konnte. Er musste Frau und Kinder ernähren können, sowie den Hausfrieden wahren können. Von Pflichten gegenüber dem Herrscher als Voraussetzung für die Schließung des Ehebandes war damals nicht die Rede. Demzufolge scheint die Schlussfolgerung, dass die Verrechtlichung und Säkularisierung der Ehe im 19. Jahrhundert einen Rückschritt für die Untertanen darstellen musste, durchaus gerechtfertigt.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Reaktion der Bürger. Anstatt sich aufgrund dieser Unannehmlichkeiten vom Militär zu distanzieren, trat genau das Gegenteil ein. Polizeiliche Eingriffe und Strafverfahren waren für die Rekrutierung kaum noch notwendig. Der souveräne Staat hatte seine Untertanen mit dieser Maßnahme offensichtlich in genau die richtige Richtung gelenkt. Die Gesellschaft begann diejenigen Männer, die die militärische Schule nicht zu ihrem persönlichen Repertoire zählen konnten, massiv zu degradieren. So betont Ute Frevert:

„Wenn Männer ohne dieses Bildungserlebnis zunehmend als unzuverlässig, schwächlich, unfertig und unreif galten, war dies auch eine Folge flankierender Maßnahmen, die den Militärdienst als Voraussetzung staats- und stadtbürgerlicher Existenzformen aufwerteten.“⁴⁸

Diese Gegebenheit, gebunden an die Tatsache, dass durch die Einführung der Wehrpflicht sowieso nur noch wenige Männer das Militärische nicht zu ihrem

⁴⁷ Ebd., S. 49.

⁴⁸ Frevert 2001, S. 103.

persönlichen Erfahrungswert zählen konnten, führte dazu, dass Aktivität, emotionale Distanziertheit, Gewaltbereitschaft, Tapferkeit, Zielstrebigkeit, Kreativität und Rationalität ab diesem Zeitpunkt nicht mehr männliche Eigenschaften waren, die nur innerhalb der Kasernenmauern und im Krieg ihre Gültigkeit haben sollten. Sie wurden auch im Zivilen zum geistigen Wertekanon beziehungsweise zur Norm für das männliche Geschlecht. Anders formuliert, kann auch gesagt werden, dass sie schichtübergreifend zur Grundlage eines neuen Männlichkeitsentwurfs wurden, der somit im Kern von kriegerisch-heroischen Eigenschaften bestimmt war.⁴⁹ Wer diese Wesensmerkmale nicht verinnerlichte wurde als Antitypus marginalisiert. Die Norm etablierte sich so stark, dass sie nicht nur für das öffentliche Leben galt, sondern auch für das private.

Den Wandel der Männlichkeit im Privaten bezeugt eine Untersuchung der deutschen Historikerin Anne-Charlott Trepp. Sie hat die bürgerliche Vaterschaft vom späten 18. bis ins 19. Jahrhundert untersucht und stellt fest:

„[Die] Väter im späteren 19. Jahrhundert [demonstrieren] emotionale Distanziertheit, Ernsthaftigkeit und Strenge. Während die Väter um 1800 einen ganz zentralen Platz in der Familie einnahmen und den Kindern ungezwungene Emotionalität vorlebten bzw. wie selbstverständlich in die emotionalen Beziehungen mit eingeschlossen waren, traten sie im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr an ihre Peripherie, bis sie als strenge, unnahbare Autoritäten im Hintergrund der standen. Auch sie hatten natürlich Gefühle, aber sie zeigten sie nicht“.⁵⁰

Auch physiologisch war die Verbreitung des neuen Geschlechterbildes im Zivilen bemerkbar. Als ob die Männer versuchen würden, den Männlichkeitsentwurf ästhetisierend zu fixieren, verbreitete sich ein neuer männlicher Körperkult. Mann sein bedeutete, vor Kraft zu strotzen, einen wohlproportionierten Körper mit definierten Muskeln und kein Gramm Fett zu haben.⁵¹ Der Mann sollte im Idealfall einen durch und durch athletischen Körper haben, so wie er im Militär mit den intensiven körperlichen Übungen geschaffen wurde.

Nach der Etablierung des neuen Männerbildes ebnete sich der Weg für einen weiteren wichtigen Schritt im Erziehungsprozess: die paramilitärische Erziehung. Da das Militärische zunehmend im Zivilen akzeptiert wurde, konnten nun auch

⁴⁹ Vgl. Hagemann 1997, S. 179.

⁵⁰ Trepp 1996, S. 47.

⁵¹ Vgl. Mosse 1997, S. 27 ff.

weitere Institutionen zur Verbreitung des männlichen Opfergeistes beitragen. Hierbei waren vor allem die Medizin und die Schulen tonangebend.

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich ein neuer wissenschaftlicher Zweig etabliert, der auch als ‚Eugenik‘ bekannt ist. Anfangs war noch unklar, wie die Eugenik einzuordnen wäre. Die Erziehungswissenschaftlerin Maria A. Wolf erklärt:

„Die Eugenik war bis in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts eine Art transdisziplinäre Wissenschaft, von der nicht klar war, ob sie eine eigenständige Profession oder ein Fachgebiet der Medizin oder Teil eines Fachgebietes der Medizin werden wird.“⁵²

Diese Gegebenheit führte dazu, dass die eugenische Vernunft sich in den unterschiedlichsten Fächern ausbreitete. Nichtsdestotrotz entwickelte sich in der Medizin das wohl folgenschwerste und einflussreichste eugenische Konzept.

Maßgeblich beeinflusst wurde das eugenisch-medizinische Konzept von dem britischen Naturkundler Charles Darwin. Er ging davon aus, dass es in der Natur eine ‚natürliche Auslese‘ gebe, die die Überlebensfähigen von den Nicht-Überlebensfähigen selektiere, um den Fortbestand der Art zu gewährleisten. Da die Menschheit diesen ‚natürlichen Prozess‘ durch den Erhalt ‚kranker‘ Personen auflöste, sahen viele seiner Anhänger die menschliche Spezies gefährdet. Angesichts dieser ‚Bedrohung‘ entwickelten sich sehr radikale Weltanschauungen, die Anna Bergmann rekonstruiert, indem sie auf die gängigen Begrifflichkeiten der Eugeniker zurückgreift:

„Resultat dieser ‚Willkür‘, so Rassenhygieniker und Eugeniker, sei die Existenz von ‚untüchtigen Elementen‘, ‚minderwertigem Menschenmaterial‘, ‚schwächlichen, hässlichen oder sonst nicht passenden‘ ‚Ballastexistenzen‘, ‚minderwertigem Gesindel‘, ‚untauglichen Menschen‘, ‚Verbrechern, Verseuchten, moralisch Schwachen‘, ‚Bevölkerungsabschaum‘, ‚Ehekrüppeln‘, ‚Unbrauchbaren‘, ‚Querulanten‘, ‚für andauernde Arbeit Untauglichen‘.“⁵³

Mit dem Ziel die ‚Degeneration‘ zu stoppen und die ‚natürliche Rassenhygiene‘ wiederherzustellen, suchten die Eugeniker nach Möglichkeiten, die positiv bewerteten Anlagen der Bevölkerung zu vergrößern und die negativ bewerteten zu verringern. Der wohl bedeutendste Diskurs, der in Folge dieser ‚wissenschaftlichen Forschung‘ entstand, war der Diskurs über die ‚Höherentwicklung‘ des soldatischen Mannes. Die Eugeniker sahen in der Figur

⁵² Wolf 2012, S. 76.

⁵³ Bergmann 1998, S. 64.

des Kriegers das gesamte Potenzial der Menschheit vereint. Immer wieder wurde dieser Männertypus als diejenige Volksgruppe angepriesen, die sich im ‚Kampf ums Dasein‘⁵⁴ durchsetzen würde. Wichtig zu erwähnen gilt es, dass Darwin der Ansicht war, dass auch erworbene Fähigkeiten vererbt werden könnten.⁵⁵ Darwin zufolge war es möglich die negativen Selektionseffekte der Kultur und der Zivilisation, durch die Erziehung der Männer zu Kämpfern, auszugleichen. Diese Meinung wurde allerdings nicht von allen geteilt. Sehr viel populärer war die Ansicht, dass Menschen genetisch zu ‚Minderwertigkeit‘ beziehungsweise ‚Höherwertigkeit‘ veranlagt wären und dass eine Blutsverwandtschaft mit Generationenfolge zwischen den soldatischen Männern hergestellt werden müsse, um die Degeneration zu stoppen. Es müsse ein Volk ‚herangezüchtet‘ werden, das in der Lage sei, den ‚erwünschten‘ Männertypus zu reproduzieren. Als grundlegende Voraussetzung für die Realisierung dieses Bestrebens wurde die Einführung einer Selektionspraktik verstanden. Die ‚fortpflanzungswürdigen‘ Männer sollten von den ‚minderwertigen‘ Männern getrennt werden.

Das Militär hatte bereits lange vor der Entstehung der Eugenik Maßstäbe zur Beurteilung von Männern eingeführt. Mit Hilfe der militärischen Musterung wurden seit dem 15. Jahrhundert soldatische Männer von nicht-soldatischen Männern unterschieden, um dem Militär den geeigneten Ersatz für eine funktionierende ‚Körpermaschine‘ zu liefern. Ute Freverts Recherchen gewähren einen Einblick in diese militärischen Eignungstests:

„[Die] Armee wollte sichergehen, daß ihre Soldaten den auf sie zukommenden Belastungen physisch gewachsen waren und keine ansteckenden Krankheiten mitbrachten. Die Standards waren hoch, die Liste der ‚körperlichen Fehler‘ lang. Die Anforderungen variierten zudem je nach Waffenart: Ein Infanterist, dessen Dienst als der beschwerlichste galt, mußte ‚ein kraftvoller gesunder Mann‘ mit einem ‚starken Nacken, breiten Schultern, einer gut gewölbten Brust, gelenkigen Armen und Händen und gesunden Füßen‘ sein; Kavalleristen konnten etwas schwächer und weniger gut gebaut sein. Die höchsten Erwartungen richteten sich an die Garde: Ihre Soldaten mußten nicht nur besonders groß sein, sondern auch ‚ein gutes äußeres Ansehen‘ haben. Bei allem anderen kam es nicht auf ‚Schönheit‘ an, sondern auf ‚Tüchtigkeit‘.“⁵⁶

⁵⁴ Anmerkung: Beim ‚Kampf ums Dasein‘ handelt es sich um den Titel des beschriebenen Darwinschen Konzeptes. Die Menschen die den ‚Kampf ums Dasein‘ gewinnen, sind folglich diejenigen, die laut der Eugenik auch bei einer natürlichen Auslese überleben würden.

⁵⁵ Vgl. Wunder, Michael: Was heißt Eugenik. O.J. Verfügbar unter: [<http://www.gedenkort-t4.eu/de/gegenwart/was-heisst-eugenik>] (letzter Stand: 18.11.2014)

⁵⁶ Frevert 2001, S. 106.

Die Eugeniker, worunter sich auch viele Militärärzte befanden, erkannten, dass dieses bereits bestehende Selektionsverfahren großes Potential barg und wollten es durch entsprechende Erweiterungen in den Dienst der ‚Arterhaltung‘ stellen.

Die Erweiterung der Musterung fand zunächst auf theoretischer beziehungsweise diskursiver Ebene statt. Die Eugeniker empfahlen eine noch präzisere Klassifizierung der Fehler und Mängel sämtlicher Wehrpflichtigen – egal ob wehrtauglich oder nicht. Sie versprachen sich davon einen umfassenden Einblick in die Volksgesundheit. Basierend auf diesem Einblick wäre es möglich das ‚fortpflanzungswürdige‘ von dem ‚verwerflichen‘ Material zu trennen und sich fortan nur noch auf die zukunfts tragenden Männer zu konzentrieren. Damit die gesellschaftlichen Hoffnungsträger ihr Potenzial noch weiter entfalten könnten, wäre zudem eine permanente Gesundheitsüberwachung im Militär einzuführen. Von der Musterung bis hin zu dem Moment, wo der militärtaugliche Mann den Wehrdienst abschließen würde, sollte er unter ständiger ärztlicher Aufsicht stehen.⁵⁷ Dabei hätte nicht nur der Körper, sondern auch die ‚psychische Hygiene‘ im Fokus zu stehen. Interessant ist auch die Tatsache, welche Rolle dem Sport im Rahmen dieses medizinischen Optimierungsversuches zugesprochen wurde. Die Eugeniker betrachteten den Sport, wie er beim Militär betrieben wurde, als wichtige Quelle für die Entfaltung des Geistes und des Körpers. Der Sport wurde als ein ‚natürliches Bedürfnis‘ des ‚richtigen Menschen‘ konzipiert.⁵⁸ Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Pläne der Eugeniker noch perverser. Es wurde eine Medizinisierung des wohl heiligsten Aktes in einer Ehe, nämlich der ‚Fortpflanzung‘, befürwortet. Laut Wolf entstand ein „Diskurs darüber, wessen Fortpflanzung von Seiten der Gesellschaft wünschenswert ist, also welche Männer mit welchen Eigenschaften Kinder zeugen sollten.“⁵⁹ Privilegiert wurde vor allem der ‚einfache Mann‘, weil dieser sich im Militär immer wieder als körperlich tüchtiger erwiesen hatte, als die ‚verweichlichten‘ Gebildeten mit „ihren Kompliziertheiten und tausendfachen Hemmungen“⁶⁰.

Bei diesem Diskurs wird sehr deutlich, dass das Militärische immer weiter in den medizinisch-eugenischen Diskurs integriert wurde. Es war längst nicht mehr nur

⁵⁷ Wolf 2012, S. 81.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 85.

⁵⁹ Ebd., S. 86.

⁶⁰ Schürer zit. n. ebd., S. 86f.

eine Anknüpfung an das Männerbild des Militärs oder an die Musterung vorgesehen, sondern eine regelrechte Militarisierung der Medizin.

Die konkrete Umsetzung dieses erarbeiteten Konzeptes wurde erst in den 30ern des 20. Jahrhunderts, das heißt kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, begonnen. Bereits Jahrzehnte vorher gründeten Eugeniker allerdings Vereine und organisierten Veranstaltungen, bei denen sie versuchten, die Menschen zunehmend für ihre Ideen zu sensibilisieren. Dies bezeugt auch Anna Bergmann, wenn sie zu den Aktivitäten der Eugeniker folgendes schreibt:

„Sie hielten Vorträge, meist als Mediziner vor einem wissenschaftlich-akademischen Hörerkreis, reichten Petitionen ein, gestalteten gesundheitspolitische Ausstellungen mit. Sie suchten ihr Publikum in erster Linie unter Wissenschaftlern, seit der geburtenpolitischen Debatte von 1910 auch zunehmend unter Politikern.“⁶¹

Ab 1890 zeigten die Eugeniker auch publizistisches Engagement. Es wurden unzählige Schriften veröffentlicht, die die Thematik der Rassenhygiene und damit auch das medizinisch-eugenische Konzept aufgriffen. Dieser publizistische Aufschwung ist vor allem auf die Zunahme hochdotierter Preise zurückzuführen, die für die Abhandlung rassenhygienischer Fragestellungen ausgeschrieben wurden. Interessanterweise wurden die Preisausschreibungen schon bald nicht mehr nur innerhalb des Wissenschaftsbetriebes wahrgenommen. Auch außerhalb der Forschung versuchten Menschen sich zunehmend einzubringen. So zum Beispiel bei einer Preisverleihung, die im Januar 1900 stattfand. Der Preis zur Fragestellung ‚Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten‘, wurde von dem Großindustriellen Friedrich Alfred Krupp finanziert. Ein anderer Preis, der von der Zeitschrift ‚Die Umschau – Wochenschrift für Fortschritte auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft und Technik, sowie ihre Beziehungen zu Literatur und Kunst‘ ausgeschrieben worden war, wurde von einem Leser gestiftet.

Diese Projektförderung durch gebildete Privatleute, Akademiker und Unternehmer, zeigt, dass die Öffentlichkeitsarbeit der Eugeniker ihre Wirkung nicht verfehlte. Das medizinisch-eugenische Konzept fand mehr und mehr Anhänger innerhalb der Gesellschaft – sei es bei den Eliten, der Mittelschicht oder

⁶¹ Bergmann 1998, S. 70.

der Arbeiterschicht. Aufgrund der militärischen Prägung dieses Konzeptes kam es gleichzeitig zu einer Integration der militärischen Denkmuster in die private Lebensgestaltung. Die Bevölkerung wurde über die Medizin militärisch erzogen. Somit war das Streben nach einem Volk als ‚ewige Quelle von Kriegeren‘ schon bald alles andere als eine Zukunftsvision. Viele Männer begannen sich tatsächlich mit dem ‚Arterhaltungskampf‘ zu identifizieren und bemühten sich ihren Erbschatz, wenn er dann als wünschenswert eingeschätzt wurde, so gut wie möglich vor ‚schädlichen‘ Einflüssen, wie beispielsweise dem ‚Weibischen‘, zu schützen. Die Bemühung um die Arterhaltung und die Verbreitung des Militärischen wurde für viele Männer sogar zu einer Art Leidenschaft. Die Internalisierung des Militärischen schlug auf einmal in Begeisterung um. So schossen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Kriegervereine und Reservistenverbände, die das militärische Brauchtum und den militärische Umgang pflegten, wie Pilze aus dem Boden.⁶²

Während sich die paramilitärischen Aktivitäten in der Medizin ohne größere Einwirkungen des Staates entwickelt hatten, wurde das Bildungswesen hingegen regelrecht von der Politik vereinnahmt. Laut Michel Foucault wies die Schule bereits im 18. Jahrhundert militärische Züge auf. Entsprechend dem militärischen Vorbild, sei versucht worden, das Konzept der Körpermaschine schultauglich zu machen und die Schule in eine Lernmaschine umzuwandeln. Besonders auffallend sei in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die Schulen die Individuen genau wie das Militär gleichgeschaltet hätten. Durch die Einführung von Rängen hätten alle Schüler den gleichen Stoff lernen müssen. Wollten sie nicht aus der Norm fallen und gemeinsam mit ihrer Altersgruppe in der Hierarchie des Wissens einen Rang aufsteigen, so mussten sie sich bemühen, mit ihren Mitschülern im Gleichschritt dem zunehmenden Schwierigkeitsgrad gerecht zu werden. Laut Foucault sind die Schüler auch entsprechend dem militärischen Vorbild zunehmend diszipliniert worden. Die Räume wurden so organisiert, dass jedem Schüler ein individueller Platz zugewiesen werden konnte und die Lehrer die Individuen kontrollieren beziehungsweise überwachen konnten.⁶³

⁶² Vgl. Pröve 2006, S. 44.

⁶³ Vgl. Foucault 1994, S. 188.

Foucault führt in seinem Werk ‚Überwachen und Strafen‘ noch weitere Beispiele an, um den Wandel zur Lernmaschine zu dokumentieren; nichtsdestotrotz sind die militärischen Einflussnahmen auf das Schulwesen des 18. Jahrhunderts keinesfalls mit denen des ausgehenden 19. Jahrhunderts vergleichbar. Je näher der Erste Weltkrieg rückte, desto weiter spitzte sich die Militarisierung der Schule zu.

Dies dokumentieren diverse Erziehungsschriften. Ein Beispiel ist die 1890 verfasste Erziehungsschrift von H. F. Kahle. Ein Ausschnitt aus dieser Orientierungshilfe für Volksschullehrer verdeutlicht das Ausmaß der Militarisierung:

„Das Kommando vor dem Hinausgehen in den Zwischenstunden und am Schluß der Schulstunden lautet: ‚Bücher weg!‘ oder ‚Bücher zusammen! Abtreten! Erste Bank usw.‘ – Auf dem Schulhof treten die turnerischen Kommandos ein. Wie das Kommando beim Militär nicht immer Wortkommando ist, sondern auch durch Trommeln und Blasen gegeben wird, so bedient man sich zum Zusammenrufen der Schüler beim Anfang der Schulstunden, beim Schluß der Zwischenpausen usw., der Schulglocke“.⁶⁴

Inwiefern diese extreme Militarisierung der Schule vom Staat initiiert wurde, zeigt die Untersuchung von Werner Auer, ‚Kriegskinder. Schule und Bildung in Tirol im Ersten Weltkrieg‘. Dem Titel entsprechend, begrenzt sich diese Forschungsarbeit auf den Raum Tirol. Da sich die österreichischen Maßnahmen allerdings kaum von den preußischen unterscheiden, sind die Ergebnisse dennoch aufschlussreich. Die Ähnlichkeit von Preußen und Österreich deutet auch Matthias Luserke-Jaqui an, wenn er in seinen Untersuchungen zu Rilkes Erzählung ‚Pierre Dumont‘ folgendes anmerkt: „Obgleich Rilke Erlebnisse aus einer österreichischen Kadettenanstalt berichtet, ist die Militarisierung der Schule ebenso politische Strategie wie an Preußens Schulen.“⁶⁵

Auer stellt einerseits fest, dass ab Ende des 19. Jahrhunderts massive Kriegspropaganda betrieben wurde.

„Viele Veranstaltungen zur Förderung und Stärkung der patriotischen Gesinnung in den Schulen waren schon vor Kriegsausbruch mit militärischen Parolen, mit Aufrufen zur Verteidigungsbereitschaft und mit einer starken Überhöhung der eigenen Geschichte verbunden.“⁶⁶

⁶⁴ Kahle 2001, S. 247.

⁶⁵ Luserke-Jaqui 2002, S. 62.

⁶⁶ Auer 2008, S. 166.

Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges ging man von diesen militärisch angehauchten Veranstaltungen dazu über, die Schule als Austragungsort für rein militärische Feierlichkeiten zu benutzen. Schüler und Lehrer, die sich an der Front bewährt hatten, wurden hier geehrt. Diese Ehrungen machten großen Eindruck auf jüngere Schüler, so dass ihre Motivation, die Waffen selbst zu ergreifen, wuchs.

Die von der Regierung veranlasste Propaganda beschränkte sich allerdings nicht nur auf die Organisation solcher Feiern. Die Schüler waren im Grunde genommen während des gesamten Schultages dem systematischen Versuch ausgesetzt, ihre Sichtweise zu formen. Lesebücher, Weltkarten: das gesamte Schulmaterial war im Auftrag des Staates von der Militärbehörde überarbeitet worden. So lasen die Schüler im Deutschunterricht Texte, die den soldatischen Opfergeist priesen. Alle militärkritischen Texte waren zensiert worden. Im Geographieunterricht lernten sie militärische Spezialkarten lesen und im Zeichenunterricht zeichneten sie Marine-Gegenstände, Schiffsmodelle und Küstenbilder. Neben dieser stofflichen Überzeugungsarbeit hatten die Lehrer vom Staat den Auftrag, auch noch persönlich Überzeugungsarbeit zu leisten. Sie sollten den Schülern den ‚positiven‘ Einfluss des Militärs auf die Gesellschaft und die ‚Heldentaten‘ der Soldaten möglichst authentisch vermitteln. Auer erklärt:

„Lehrer, die nach einem Fronteinsatz in die Schulstuben zurückkehrten und die Situation nüchterner und kritischer sahen, hatten keine Möglichkeit, sich entsprechend zu äußern, da sie strengstens überwacht wurden.“⁶⁷

Auch die Schuldirektionen waren dazu aufgerufen, mit den Lehrern an einem Strang zu ziehen. Einige Direktionen führten sogar den Vertrieb von militärischen Abzeichen ein. Auer beschreibt das Ausmaß dieses Verkaufs:

„Schwarz-gelbe Emailfähnchen als Abzeichen mit der Inschrift ‚Lasst Euere Herzen schlagen zu Gott und Euere Fäuste auf den Feind‘ fanden einen derartigen Absatz, dass sie bald vergriffen waren. Patriotische Farbe in den grauen Schulalltag brachten auch das offizielle Löschpapier in kaisergelber Farbe, offizielle Schulmappen mit dem Bild seiner Majestät und mit den Worten ‚Ich vertraue auf meine Völker und die Gerechtigkeit unserer Sache‘ [...], und schließlich Bleistifte mit der Aufschrift ‚Offizielle Kriegsfürsorge‘.“⁶⁸

Neben dem gezielten Betreiben von Kriegspropaganda, verwandelte die Regierung die Schule in einen Exerzierplatz beziehungsweise in eine Institution

⁶⁷ Ebd., S. 167.

⁶⁸ Ebd., S. 168.

die Kindersoldaten ausbildete. Während des Ersten Weltkrieges wurde kaum einem Fach mehr Bedeutung zugesprochen als dem Sportunterricht. Da die Regierung die Schulen beauftragt hatte, die Schüler so gut wie möglich körperlich auf den Heeresdienst vorzubereiten, nahm der Turnunterricht im Curriculum bald so viel Platz ein, dass er nicht mehr alleine von den Turnlehrern zu bewältigen war. Sogar außerfachliche Lehrer mussten Körperertüchtigung lehren. Bald wurde der Sportunterricht sogar auf die Freizeit und die Ferien ausgeweitet. Die Schüler waren zwar nicht dazu verpflichtet an diesen Exerzierübungen teilzunehmen, allerdings war der moralische Druck so groß, dass kaum einer sich traute, fernzubleiben. Auer berichtet:

„Ohne triftige Entschuldigungsgründe konnte sich keiner der Teilnahme entziehen, gegebenenfalls wurde über die Eltern durch entsprechende Belehrung über den Wert solcher Übungen für die körperliche Entwicklung der jungen Menschen Druck ausgeübt und der Vorteil der militärischen Vorbereitung für die spätere Karriere beim Militär hervorgehoben.“⁶⁹

Sogar bei Bedenken bezüglich des regelmäßig praktizierten Schießunterrichts war man unnachichtig. Die Schießübung galt als elementarer Bestandteil der Jugendvorbereitung.

Damit die Propaganda und die Exerzierübungen ihre Wirkung nicht verfehlen konnten, wurden die Schüler zusätzlich gemäß militärischer Traditionen in der Schule diszipliniert. Die Schüler sollten sich laut Auer unterordnen und Gehorsam lernen:

„Im Schulalltag manifestierte sich das [...] an peniblen Verhaltensnormen. Die Schüler wurden zu peinlicher Ordnung angehalten und sollten ordentlich sitzen, ohne die Beine zu überkreuzen. Herumlümmeln war verboten, das Aufzeigen während des Unterrichts durfte nur durch ein kleines Zeichen erfolgen und sollte nicht lebhaft sein. Der Lehrer hatte die Einhaltung der Ordnung strengstens zu überwachen. Der Katheder, dessen Mindesthöhe genau vorgeschrieben war, symbolisierte die höhere Stellung der Autoritätsperson und erleichterte dieser die Übersicht über die Klasse.“⁷⁰

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Politik Bildung und Erziehung als Instrumente der Sozialdisziplinierung nützten. Während sich die Verbreitung und Verfestigung des Männerbildes teilweise verselbstständigt hatte, begann die Regierung junge Männer mit Hilfe der Schule zu steuern und auf die Kriegsbedürfnisse abzustimmen. Sie formte die potentiellen Soldaten zu den

⁶⁹ Ebd., S. 176.

⁷⁰ Ebd., S. 184.

Persönlichkeiten, die die Kriegswirtschaft benötigte – in geistiger und körperlicher Hinsicht.

Viele historische Forschungen über den Ersten Weltkrieg⁷¹ belegen, dass die paramilitärische Sozialdisziplinierung ihr Ziel keinesfalls verfehlte.

Die jungen, kriegsunerfahrenen Männer priesen den Ersten Weltkrieg als vaterländisches Ereignis an. Sie ließen sich vom Kriegsenthusiasmus mitreißen und warteten mit Begeisterung auf ihren Einsatz. Endlich konnten sie ihren anerzogenen ‚tugendhaften‘ Geist und ihren athletischen Körper unter Beweis stellen. Außerdem empfanden sie den Krieg als Ausbruch aus den als beengend empfundenen Lebensverhältnissen und als Chance auf Veränderungen. Von dieser Abenteuerlust zeugt auch ein Eintrag des Schriftstellers Ernst Jünger (* 29. März 1895; † 17. Februar 1998) in seinem Kriegstagebuch:

„Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen, in einer trunkenen Stimmung von Rosen und Blut. Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Er schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbetauten Wiesen. ‚Kein schöner Tod ist auf der Welt...‘ Ach, nur nicht zu Hause bleiben, nur mitmachen dürfen!“
72

Diese Kriegsbegeisterung kann natürlich nicht pauschalisiert werden.⁷³ In anderen Bereichen gab es deutliche Grenzen. So stand die Arbeiterschicht dem Krieg sehr skeptisch gegenüber. Selbst unter dem mehrheitlich positiv gestimmten Bildungsbürgertum gab es Gegner. Doch auch wenn nicht von einer übergreifenden Massenbegeisterung gesprochen werden kann, so gelangte die Regierung dennoch mit den ‚Augusterlebnissen‘⁷⁴ an den lang ersehnten militärischen Wendepunkt. Zum ersten Mal in der Geschichte des preußischen beziehungsweise deutschen Rekrutierungssystems wurde die Einberufung nicht länger von einem überwiegenden Teil der Bevölkerung als Zwang oder lästige Pflicht empfunden. Für viele Kriegsbegeisterte war es selbstverständlich, dem

⁷¹ Anmerkung: Ein Beispiel wäre das Werk ‚Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts‘ des deutsch-schweizerischen Historikers Golo Mann.

⁷² Jünger 2007, S. 7.

⁷³ Vgl. Van der Linden und Mergner 1991, S. 11.

⁷⁴ Anmerkung: Der Begriff ‚Augusterlebnisse‘ steht in der Geschichtswissenschaft für die breite Kriegsbegeisterung, die zu Beginn des Ersten Weltkrieges in der Öffentlichkeit herrschte.

Vaterland aufopferungsvoll zu dienen. Sie gaben sich der Pflicht sozusagen freiwillig hin.

Für die wenigsten jungen Kriegsfreiwilligen brachte der Erste Weltkrieg das erhoffte Glück. Etwa 13 Millionen Menschen bezahlten mit ihrem Leben.⁷⁵ Diejenigen, die dem Tod entkommen waren, waren nach dem Kriegsende traumatisiert und hatten große Mühe im zivilen Leben wieder Fuß zu fassen.

Es sollte allerdings nur 21 Jahre dauern, bis die Bevölkerung erneut ein Bündnis mit dem Militär einging. Aufgrund der zahlreichen historischen Ausarbeitungen bezüglich des Zweiten Weltkrieges macht es keinen Sinn, das Ausmaß dieses Bündnisses nochmals im Detail darzustellen. Erwähnt soll allerdings sein, dass die Kriegsbereitschaft, aufgrund einer noch drastischeren Instrumentalisierung der Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg ihren geschichtlichen Höhepunkt erreichte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der deutsche Militärbetrieb eingestellt. Die Alliierten hatten beschlossen, dass Deutschland vollständig entmilitarisiert werden müsse. Ein Staat, der zwei Weltkriege begonnen hatte, sollte weder über eine Armee, noch über Militärverbände oder eine Rüstungsindustrie, geschweige denn über Waffen verfügen.

Bereits kurze Zeit später begannen die Alliierten diesen Beschluss wieder rückgängig zu machen. Zwischen den USA und der Sowjetunion war es mit dem Kapitalismus und dem Kommunismus zu einer unüberbrückbaren Systemkonfrontation gekommen. Beide Mächte versuchten den Einfluss des gegnerischen Lagers so weit wie möglich einzuschränken und zurückzudrängen. Die Sowjetunion arbeitete in diesem Kontext eine Militärstrategie aus, in die sie auch den sowjetisch besetzten Teil Deutschlands mit einband. Der Westen stand damit unter enormem Druck. Da er der UdSSR nicht unterlegen sein wollte, entschied sich der Westen, militärisch aufrüsten und den westlichen Teil Deutschlands nicht länger als ‚militärisches Vakuum‘ aufrecht zu erhalten.

Die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland sollte sich allerdings äußerst schwierig gestalten. Ein simples Anknüpfen an die Vergangenheit war nicht mehr möglich. Das Verhältnis von Militär und Gesellschaft, das das

⁷⁵ Vgl. Bergmann 2001, S. 306.

Ergebnis eines zweihundert Jahre alten Militarierungsprozesses gewesen war, war zutiefst erschüttert worden. Der Nationalsozialismus mit seinen schrecklichen Verbrechen, der Krieg mit seiner ungeheuren Zerstörungsgewalt und die Entmilitarisierung hatten dazu geführt, dass die Gesellschaft sich vom Militär distanziert hatte.⁷⁶

Da sich die Politik unter dem Bundeskanzler Konrad Adenauer dieses Bruches bewusst war, entschied sich die Regierung zunächst für eine behutsame Wiederbewaffnung. So wurden im November 1955 vorläufig nur freiwillige Soldaten rekrutiert. Daraufhin entstand eine rege Diskussion über die Frage, ob ‚der Staatsbürger als Soldat‘ oder ‚der Staatsbürger in Uniform‘ die bessere Alternative sei. Mit Kroener ausgedrückt:

„[D]ie Diskussion über den gesellschaftlichen Ort der Bundeswehr [kreiste], zwischen der Forderung zur Rückbesinnung auf die traditionelle Eigenständigkeit des Soldatenberufes und der ihm eigenen militärischen Professionalität einerseits und der Überzeugung von der Integration des Bürgers als Soldaten in die demokratische Staats- und Gesellschaftsverfassung andererseits.“⁷⁷

Bereits im Juli 1956 stand fest, dass wieder auf das Modell des ‚Staatsbürgers in Uniform‘ beziehungsweise das Modell der allgemeinen Wehrpflicht zurückgegriffen werden sollte. Da die Wehrpflicht allerdings mit dem 1949 verabschiedeten Gesetz des ‚Rechtes zur Verweigerung des Kriegsdienstes mit der Waffe‘, kollidierte, wurde das Wehrpflichtgesetz im Jahr 1960 um die Komponente des Zivildienstes erweitert.

Der sogenannte ‚zivile Ersatzdienst‘ adressierte sich an Männer, die aus Glaubens- und Gewissensgründen nicht zur Waffe greifen wollten. Er gab ihnen die Möglichkeit ihrer Pflicht als Staatsbürger, sprich ihrer Pflicht dem Land über einen gewissen Zeitraum zu dienen, in einer anderen Institution als dem Militär nachzugehen. Zu diesen Institutionen zählten zivile Einrichtungen wie Krankenhäuser, Altenheime, Jugendhäuser usw.

Aufgrund des Kalten Krieges, wurde jungen Männern die Inanspruchnahme dieser Alternativmöglichkeit allerdings alles andere als leicht gemacht. Die Bewilligung

⁷⁶ Vgl. Kroener 2011, S. 38.

⁷⁷ Ebd., S. 42.

eines Zivildienst-Antrages war mit zahlreichen Hürden und Demütigungen verbunden. Dies bezeugt auch der Historiker Patrick Bernhard:

„In einem äußerst strengen justizähnlichen Prüfverfahren, das bald als ‚Gewissensinquisition‘ bezeichnet wurde, fanden [...] nur Grundsatzpazifisten als Kriegsdienstverweigerer Anerkennung. Hiervon ausgenommen waren selbst diejenigen, die den Militärdienst ablehnten, weil sie in einem »Bruderkrieg« mit der DDR nicht auf Deutsche schießen wollten. Im Zivildienst unterlagen die jungen Männer dann einer rigiden Disziplin und Kontrolle nach dem Vorbild der Bundeswehr, wurden oftmals mit reinen Hilfsarbeiten beschäftigt und waren zudem geschlossen untergebracht. Besonders strikt ging es in den Zivildienstgruppen zu, die direkt vom Staat betrieben wurden. Innerhalb dieser Gruppen lebten Verweigerer nicht nur kaserniert in Holzbaracken, die oftmals noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammten und entsprechend heruntergekommen waren. Es gab zudem Weckappelle, restriktive Anwesenheits- und Besuchervorschriften, Stuben- und Spindordnungen, Besendienste sowie einen für alle verpflichtenden ‚Zapfenstreich‘. Verstöße gegen diese Bestimmungen ahndeten die ‚Ersatzdienstgruppenleiter‘ mit der Streichung des ‚Wochenendausgangs‘, Geldbußen oder Versetzungen.“⁷⁸

Auch außerhalb des politischen Rahmens wurden Wehrverweigerer nicht in ihrer Entscheidung bestärkt. Obwohl das Kriegswesen noch immer unpopulär in der deutschen Bevölkerung war, wirkte dennoch das Drückebergerklischee machtvoll. Laut Bernhard wurden die Zivildienstleistenden immer wieder als Feiglinge, ‚vergeistigte Schwächlinge‘ und sogar ‚Un-männer‘ beschimpft.⁷⁹

Unter diesen Bedingungen trauten sich nur wenige, den Zivildienst tatsächlich in Anspruch zu nehmen.

Ab den 1960er Jahren forderten die evangelische Kirche, Interessengruppen, Wohlfahrtsverbände und sogar Mitglieder der Bundesregierung mehr Rechte und Schutz für Wehrverweigerer. Die Regierung ließ sich diesbezüglich allerdings nicht beirren. Ganz im Gegenteil, sie führte sogar noch restriktivere Reformen ein. Die Konsequenz dieses politischen Alleinganges war eine wachsende Verärgerung seitens der Kritiker. Bernhard erklärt:

„Sie sahen System hinter den Einschränkungen. Die neuen gesetzlichen Bestimmungen seien nichts weiter als »ein neues Glied in der schon ziemlich langen Reihe von Beobachtungen, dass nämlich der Wehersatzdienst zwar in einer schwachen Stunde zugelassen wurde, dass jetzt aber alles geschieht, um diese ganze Einrichtung praktisch illusorisch zu machen.«⁸⁰

⁷⁸ Bernhard 2006, S. 167.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 169.

⁸⁰ Ebd., S. 171.

Mit dieser Meinung lagen die Kritiker keinesfalls falsch. Die Regierung zog immer mehr Register, um das Militär wieder vollständig in die Gesellschaft zu integrieren.

Plötzlich begann allerdings ein Großteil der Bevölkerung sich gegen diesen erneuten Militarierungsprozess zu richten. Die Studentenbewegung, die sich unter anderem die Parole ‚make love not war‘ zu eigen gemacht hatte, wandte sich entschieden gegen das Militär. Wirkungsstark brachten junge Menschen zum Ausdruck, dass sie die Kriegspolitik der USA bezüglich des Vietnamkrieges verabscheuten. Männer brachen mit dem kriegerischen Männerbild und ließen sich sowohl die Haare als auch den Bart lang wachsen. Außerdem verwendete die 68er-Bewegung den Zivildienst, mit seinen mehr als zweifelhaften Vorgehensweisen, als politisches Agitationsfeld.

Patrick Bernhard gewährt einen Einblick in die öffentlichkeitswirksamen Aktionen der Studenten:

„So begann die Protestbewegung, massiv für das Grundrecht auf Kriegsdienstverweigerung zu werben. Flugblattaktionen vor Kasernen und Gymnasien in der gesamten Bundesrepublik sollten aus der Ablehnung des Wehrdienstes ein das System destabilisierendes Massenphänomen machen. Erklärtes Ziel war es, der Bundeswehr auf diese Weise die dringend benötigten Rekruten zu entziehen. Und den Zivildienst, der nach Meinung der ‚Studentenbewegten‘ ohnehin seit längerem viel zu wenig Plätze anbot, hoffte man durch den Anstieg der Verweigererzahlen in noch größere Bedrängnis zu bringen.“⁸¹

Tatsächlich verfehlten diese studentischen Protestaktionen ihre Wirkung nicht. Immer mehr junge Männer fühlten sich darin ermutigt, den Wehrdienst abzulehnen. Im Jahr 1968 stieg die Zahl der Zivildienstsanträge bis auf insgesamt 11.000 an.⁸² Im Vergleich zu den Jahren davor, war dies ein derart drastischer Anstieg, dass der Politik nichts anderes mehr übrig blieb, als zu reagieren. Wollte sie nicht noch mehr potentielle Soldaten an den Zivildienst verlieren, so musste sie dem Unmut der jungen Generation entgegenwirken. Die Regierung musste sich einsichtig zeigen, damit die ‚Trotzreaktion‘ nicht noch weiter ausartete.

Es folgten zahlreiche Reformen, die den Zivildienst und das Militär Schritt für Schritt an das freiheitlich-demokratische Gesellschaftssystem anpassten. Ein sehr

⁸¹ Ebd., S. 164.

⁸² Vgl. Ebd., S. 165.

bedeutsames Moment in diesem Reformprozess, war das Jahr 1984; in jenem Jahr wurde das Prüfungsverfahren zur Bewilligung des Zivildienstes abgeschafft. Den Höhepunkt erreichte der Reformprozess im Juli 2011, als der freiwillige Wehrdienst eingeführt wurde. Seitdem kann das Wehrpflichtgesetz nur mehr im Bedarfsfall, sprich wenn Deutschland beispielsweise angegriffen werden würde, in Kraft treten.

Kapitel II

Das Konzept des freiwilligen Wehrdienstes

Der Begriff ‚Freiwilliger Wehrdienst‘ ist irreführend. Er erweckt den Eindruck, als würden deutsche Soldaten dem Militär heutzutage aus völlig freien Stücken beitreten; als sei es ein selbstbestimmter Moment, ohne jegliche Fremdeinwirkung. Tatsächlich ist dieser Eindruck allerdings nicht deckungsgleich mit der Realität. Deutschland kann aus politischer Sicht nicht passiv auf die Eigeninitiative und die Selbstlosigkeit der Bürger hoffen.

Dies hat mehrere Gründe. Einer davon besteht darin, dass Deutschland sich gegenüber der NATO und der EU dazu verpflichtet hat, eine gewisse Einsatzfähigkeit konstant aufrechtzuerhalten. Deutschland muss stets auf einen gewissen Prozentsatz seiner ‚Humanressourcen‘ für EU- und NATO-geleitete Einsätze zurückgreifen können. Andernfalls könnte das Land beispielsweise sein Mitspracherecht bei der NATO verlieren. Schließlich ist die sogenannte ‚deployability‘ beziehungsweise die ‚Solltruppenstärke‘ eines der Hauptkriterien für eine Mitgliedschaft.

Ein weiterer wichtiger Grund ist die Wettbewerbsfähigkeit. Die militärische Konkurrenzfähigkeit eines Staates definiert sich heutzutage vor allem über ökonomische Prinzipien. Je besser der Umgang und die Verwendung der zur Verfügung stehenden Ressourcen aus wirtschaftlicher Sicht ist, desto größer ist die internationale Konkurrenzfähigkeit.⁸³ Deshalb werden die militärischen Humanressourcen auch nach ökonomischen Gesichtspunkten ausgewählt. Die Rekruten sollen produktiv, effektiv und rentabel für die Institution sein.⁸⁴ Das heißt, das Militär ist nicht auf jeden, sondern auf eine ganz spezifische gesellschaftliche Gruppe angewiesen. Junge Menschen, die körperlich extrem belastungsfähig sind und bestenfalls keine Verpflichtungen, wie eine Familie haben, eignen sich am besten. Ältere Personen beziehungsweise Personen, die körperlich nicht zu Höchstleistungen im Stande sind und vorwiegend administrativ eingesetzt werden können, sind aus ökonomischer Sicht nicht kosteneffizient für das Militär.

⁸³ Vgl. Strunz 2009, S. 7.

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 11.

Um diesen politischen Anforderungen gerecht zu werden, bemüht sich der deutsche Staat seit der Umstellung auf die Freiwilligenarmee sehr intensiv um die Ausarbeitung einer neuen militärischen Personalbeschaffungspolitik. Will man verstehen, wie Personalbeschaffungspolitik unter dem Konzept des freiwilligen Wehrdienstes funktionieren kann, lohnt sich ein Blick zu dem luxemburgischen Nachbarn. Kaum ein anderes Land verfügt über einen höheren Erfahrungshorizont, was die Personalbeschaffungspolitik für ein Freiwilligenheer betrifft. Hätten die Jahre 1940 bis 1944, in denen luxemburgische Männer für die deutsche Wehrpflicht zwangsrekrutiert wurden, und die Jahre 1944 bis 1967, in denen die Wehrpflicht auf großherzoglichen Beschluss kurzzeitig eingeführt wurde, die Kontinuität nicht unterbrochen, könnte von einer Existenz der luxemburgischen Freiwilligenheere seit dem Jahr 1881 gesprochen werden. Das Konzept des Zivildienstes gibt es in Luxemburg nicht.

Die Personalgewinnung ist im Zusammenhang mit Freiwilligenheeren kaum erforscht. Es gibt wenig Literatur zu diesem Themengebiet. Aus diesem Grund werden bei der Analyse der luxemburgischen Strategien ein leitfadengestütztes Experteninterview mit dem ehemaligen luxemburgischen Verteidigungsminister Jean-Marie Halsdorf sowie ein leitfadengestütztes Experteninterview mit dem aktuellen Vizerektor des luxemburgischen Verteidigungsministeriums Serge Alzin, als Hauptinformationsquelle herangezogen.

Es sei noch darauf hingewiesen, dass sich der Freiwilligendienst in Luxemburg an junge Menschen zwischen 18 und 25 Jahren richtet. Interessenten haben dreimal pro Jahr die Möglichkeit sich zu bewerben. Seit 1979 spielt das Geschlecht dabei keine Rolle mehr. Seit 2004 sind sogar Migranten, die seit mindestens fünf Jahren in Luxemburg leben, berechtigt, mit ihrer ursprünglichen Staatsbürgerschaft, ihre Kandidatur zu stellen. Die Rekrutierungen finden in einem Abstand von vier Monaten statt. Haben die Bewerber sich bei der Musterung als geeignet erwiesen, so nehmen sie an einer viermonatigen Grundausbildung teil. Die Einberufenen werden dabei mit den wichtigsten Grundlagen des militärischen Trainings, wie beispielsweise dem Schießen, dem Exerzieren und der Disziplinierung, vertraut gemacht. Nach dieser rigiden und körperlich sehr anstrengenden Einweisung werden sie vereidigt und auf die verschiedenen Tätigkeitsbereiche oder Einheiten, innerhalb des Militärs, verteilt. Außerdem wird entschieden, wer sich für die

Vorbereitung auf einen Auslandseinsatz eignet und wer nicht. Jeder Soldat, der die Grundausbildung geschafft hat, hat die Möglichkeit sich für einen Auslandseinsatz zu melden. Da nur eine begrenzte Zahl an Soldaten gebraucht wird, führt der General eine Selektion durch. Die Zulassung hängt einerseits von den Noten ab, die der Soldat in der Grundausbildung erworben hat. Andererseits spielt auch das psychologische Gutachten eine entscheidende Rolle. Abschließend wird die Liste mit den ‚tauglichen‘ Soldaten dem Verteidigungsminister zur Bewilligung vorgelegt.⁸⁵

Bevor dieses Aufnahmeverfahren stattfinden kann, müssen junge Menschen aus der zivilen Bevölkerung die Initiative ergreifen, sich zu bewerben. Genau hier kommt die Personalbeschaffungspolitik zum Tragen. Damit die potentiellen Rekruten tatsächlich den Schritt zum Militär wagen, hat die luxemburgische Militärverwaltung im Laufe der Zeit ein differenziertes Anreizsystem geschaffen, das über eventuell als negativ empfundene Aspekte, wie die strenge Disziplinierung und die Legitimation von Gewalt im Kriegskontext hinwegsehen lassen soll.

1. Die Reaktualisierung des soldatischen Männlichkeitsideals

Die im historischen Teil dargestellte militärische Tradition wirkt trotz Zäsuren, wie der Studentenrevolution, bis heute weiter. Dies lässt sich beispielsweise dadurch untermauern, dass die hegemoniale Männlichkeit beziehungsweise die privilegierte Männlichkeit bis heute diejenige ist, die dem soldatischen Mann am nächsten kommt. ‚Verweiblichte‘ Männer müssen nach wie vor Spott und Exklusion über sich ergehen lassen.⁸⁶ Der soldatische Körperkult erlebt sogar wieder einen Aufschwung. Dies bestätigt Solveig Lüdtker, wenn sie in ihrer sprachwissenschaftlichen Untersuchung feststellt, dass Muskelkraft in der Rap-Musik zum Qualitätsmerkmal stilisiert wird.⁸⁷ In Männermagazinen wie ‚Men´s Health‘ ist das gleiche Phänomen zu vermerken. So schreibt Thomas Hertling: „Besonders häufig werden Männer auch in Männerzeitschriften vor allem als

⁸⁵ Anmerkung: Diese Informationen beruhen auf einer Nachfrage bei einem Soldaten.

⁸⁶ Vgl. Connell 2006.

⁸⁷ Vgl. Lüdtker 2007.

körperlich starke und sexuell leistungsfähige Helden in Szene gesetzt.“⁸⁸ Ohne sich dessen bewusst zu sein, sind deshalb noch immer viele Menschen für den soldatischen Heldenmythos empfänglich. Sie sind es gewohnt mit dieser männlichen Norm konfrontiert zu werden, ohne aber den militärischen Hintergrund zu kennen.

In der Aktivierung genau dieser militärischen Dispositionen liegt das Fundament des militärischen Anreizsystems. Die Militärverwaltung versucht den Identifikationsprozess der potentiellen Rekruten voranzutreiben, indem sie verschiedene Strategien anwendet. Die erste Strategie besteht in der Herstellung von Präsenz im öffentlichen Raum. Das Militär soll nicht hinter den Mauern der Kasernen verschwinden, sondern von der Gesellschaft wahrgenommen werden. Denn nur so kann die militärische Disposition in das Bewusstsein der potentiellen Rekruten dringen und sich zu Lust am Militär entwickeln. Halsdorf macht im Interview darauf aufmerksam, dass Militärparaden in diesem Zusammenhang beispielsweise eine große Bedeutung haben. Bei vielen Menschen hinterlässt es einen bleibenden Eindruck, wenn am Nationalfeiertag die Panzer durch die Straßen der Hauptstadt rollen und die Truppen mit ihren Waffen im Gleichschritt vorbei marschieren.⁸⁹ Auch der vom Militär absolvierte Wachdienst vor dem luxemburgischen Palast fasziniert die Passanten immer wieder.⁹⁰

Da die simple Wahrnehmung des Militärs für die Aktivierung des Identifikationsprozesses alleine nicht ausreicht, sondern das Militär von den potentiellen Rekruten auch noch als vorbildlich akzeptiert werden muss, bemüht sich die Institution zusätzlich um eine positive Selbstdarstellung. Wie ernst diese Imagepolitik genommen wird, zeigt ein Zwischenfall aus dem Jahr 2010. Die luxemburgischen Soldaten und Unteroffiziere hatten entgegen der Tradition keine ‚Boxemännercher‘ erhalten. Das Gebäck, das sie jedes Jahr zum Nikolaustag erhielten, war vom Staat erstmals gestrichen worden. Daraufhin machten einige Militärdienstleistende ihrem Unmut über das ausgebliebene Nikolausgebäck in

⁸⁸ Hertling 2008, S.49.

⁸⁹ Vgl. Lëtzebuurger Arméi: Traditionelle Militärparade am Samstag in der Hauptstadt. 25.6.2012. Verfügbar unter: [<http://www.ar mee.lu/actualites/2012/traditionelle-militaerparade-am-samstagmittag-in-der-hauptstadt>] (letzter Stand: 25.09.2014)

⁹⁰ Vgl. Lëtzebuurger Arméi: Feierliche Wachablösung vor dem Palast. 24.6.2011. Verfügbar unter: [<http://www.ar mee.lu/actualites/2011/feierliche-wachabloesung-vor-dem-palast>] (letzter Stand: 26.09.2014)

den sozialen Netzwerken Luft und schalteten sogar die Gewerkschaft ein. Sie machten sich und die Armee dadurch in der Öffentlichkeit lächerlich. Tagelang witzelten die Presse und die Zivilisten über diese Reaktion. Als amtierender Verteidigungsminister gab Jean-Marie Halsdorf den Soldaten und ihren Vorgesetzten damals zu verstehen, wie die Regierung zu solchen Negativschlagzeilen steht. Er ermahnte sämtliche Armeebeteiligten und erinnerte eindringlich an die Funktion der Armee in der Gesellschaft. Halsdorf wies darauf hin, dass die Armee mit ihrer Disziplin, ihrer Folgsamkeit und ihrem Ordnungsdienst eines der wichtigsten Standbeine der Gesellschaft sei. Das Militär müsse sein öffentliches Erscheinungsbild wieder umgehend der Seriosität des Rechtsstaates anpassen. In seiner Rolle als Oberbefehlshaber betonte er, dass dies kein Wunsch, sondern ein Befehl sei. Ausschnitte aus einem Artikel, der auf der Militär-Homepage veröffentlicht wurde, machen die Dramatik seiner Rede nochmals deutlicher:

„Ich mache mir große Sorgen um den Zustand unserer Armee“, betonte Verteidigungsminister Jean-Marie Halsdorf gestern im Rahmen der traditionellen Weihnachtsfeier im militärischen Zentrum auf Herrenberg. Die Armee sei krank und es müsse ‚das richtige Medikament gefunden werden‘, damit sie wieder jenen guten Ruf erlangt, den sie Jahrzehnte lang innerhalb der Bevölkerung genießen durfte.

Es wurde mucksmäuschenstill im prall gefüllten Festsaal der Kaserne, als Minister Jean-Marie Halsdorf seine Sicht der Dinge darlegte. Seine Sorge gelte dem Bild, das die Armee nach außen, aber auch nach innen abgibt. In der Öffentlichkeit habe sich die Armee in den vergangenen Tagen ‚fatzeig blamiert‘ [sehr blamiert], betonte der Verteidigungsminister mit Blick auf die ominöse ‚Boxemännercher‘-Affäre.

[...]

Das Erscheinungsbild der Armee müsse sich verbessern und die Kommunikation nach außen ändern, unterstrich Halsdorf gestern in Diekirch. In seiner energischen Rede forderte der Minister die Militärs mitsamt Armeeführung zu mehr Zusammenarbeit auf. ‚Damit die Armee in der Öffentlichkeit wieder jene Seriosität widerspiegelt [sic!], die dem Prinzip eines Rechtsstaates entspricht‘, so Halsdorf. Doch auch nach innen sei die Armee krank: Die Atmosphäre sei unmöglich – was ihn aber nicht weiter verwundere, ‚wenn man bedenkt, wie die Hierarchie funktioniert. Zwar kann man Menschen nicht ändern, doch kann man sich Mühe geben, anständig miteinander zu arbeiten.‘

Persönliche Überlegungen und Befindlichkeiten könnten nicht den Betrieb der Armee bestimmen. Die Armee sei das Spiegelbild unserer Gesellschaft und auch eines ihrer Standbeine. Sie habe eine soziale Funktion und stehe für Werte wie Solidarität und Integration. Die Stärken der Armee beruhen auf Disziplin, Ordnungsdienst und Gehorsam. ‚Ohne diese Werte kann die Armee nicht als Einheit funktionieren. Und ich werde nicht zulassen, dass unsere Armee durch

diese Zustände zerstört wird', so Halsdorf, der eine klare Botschaft an die Militärs richtete. ‚Es reicht! Ich verlange vom Generalstab und der Personaldelegation – ja von euch allen – mit dem nötigen Ernst an die Sache heranzugehen, damit wir unser Schiff wieder in ruhigere Gewässer leiten können. Das ist kein Wunsch, das ist ein Befehl!‘⁹¹

Laut Halsdorf wurde seinem Befehl Folge geleistet. Im Interview, das im Rahmen dieser Arbeit geführt wurde, betont er nämlich, dass das Militär in der Öffentlichkeit wieder sehr gut angesehen sei:

„Die luxemburgische Armee hat einen guten Ruf innerhalb der Bevölkerung. Vor allem weil sie zum Beispiel bei Hochwasser hilft. Diese Funktion ist sehr wichtig. In letzter Zeit haben sich keine solchen Vorfälle mehr ereignet. Wenn aber wieder Probleme sein sollten, können die Menschen auf das Militär zählen.“

Die Herstellung des positiven militärischen Gesamteindrucks gelingt allerdings nicht nur durch Hilfeleistungen bei Naturkatastrophen. Die geschickte Nutzung der Medienlandschaft spielt eine weitaus größere Rolle.

Besonders auffällig ist die positive Selbstdarstellung des Militärs in Werbeeinschaltungen. Im luxemburgischen Fernsehen lief 2014 beispielsweise ein Spot, bei dem das Material sehr sorgfältig ausgesucht wurde.⁹² Die Schattenseiten der militärischen Ausbildung werden systematisch ausgeblendet. Die harte Disziplinierung und die Freiheitseinschränkung, die fester Bestandteil der militärischen Ausbildung sind, werden nicht aufgezeigt. Auch das Gefahrenpotential des Soldatenberufs, sowie der problematische Aspekt, dass Soldaten unter anderem für die Tötung von Menschen ausgebildet werden, bleiben unerwähnt.

Dafür werden die Vorzüge der militärischen Ausbildung umso stärker hervorgehoben. Besonders viel Raum wird dabei dem Bild des actiongeladenen Abenteurers gewährt. Den Rezipienten werden Rekruten beim Marschieren, beim Abseilen, beim Bedienen von hochentwickeltem technischem Material und bei Schießübungen gezeigt. Schauplatz dieser Sequenzen ist die freie Natur, die die Zuschauer von einer Welt abseits des oft ungeliebten und eintönigen Schulbeziehungsweise Arbeitsalltages träumen lässt. Neben dieser ‚spannenden‘

⁹¹ Lëtzebuenger Arméi: Et geet elo duer! 16.12.2011. Verfügbar unter: [http://www.armee.lu/actualites/news.php?archive=2011&news=new_651] (letzter Stand: 10.06.2014)

⁹² Vgl. Lëtzebuenger Arméi: Spot TV 2014. 2014. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/#spot-recrutement/0/>] (letzter Stand: 11.06.2014)

naturnahen Ausbildung werden auch die gute Betreuung, die beruflichen Zukunftschancen und die Ehrenhaftigkeit des Soldatenstandes unterstrichen. So sind die Rekruten bei der Essensausgabe, beim Unterricht und bei dem feierlichen Akt der Vereidigung zu sehen. Am Schluss wird diese durchwegs positive Darstellung nochmals mit folgendem Werbeslogan zusammengefasst: „Eine gute Ausbildung bekommen. Etwas fürs Leben lernen. Das bietet dir die Armee. Die Armee: eine Herausforderung für dich.“⁹³

Mit dem Begriff ‚Herausforderung‘ richtet sich das Militär nicht nur an männliche Soldaten, sondern auch an weibliche Soldatinnen. Schließlich sind Frauen seit 1979 im luxemburgischen Militär zugelassen. Im Rahmen der Gleichstellungsdebatte von Mann und Frau, wird das Militär immer wieder als eine Männerdomäne definiert, die für Frauen nur sehr schwer zugänglich ist. Frauen, die sich dieser Herausforderung stellen und sich trotz aller Skeptiker im Militär bewähren, werden deshalb oft als herausragende Persönlichkeiten gefeiert. Dies kann ein großer Ansporn für Frauen sein. Dass die Wertschätzung der Frau allerdings nur gegeben ist, wenn sie sich ‚männliche Charakterzüge‘ aneignet, wird in diesem Zusammenhang nur selten wahrgenommen. Die Frau, mit ihren von der Gesellschaft als ‚typisch‘ definierten Charakterzügen, bleibt ein ‚minderwertiges Wesen‘.⁹⁴

Neben der Werbung nutzt das Militär noch zahlreiche andere Kommunikationsmittel, um ein positives Image zu verbreiten. Allerdings ist die Nutzung dieser Mittel weitaus weniger offensichtlich als bei Werbeeinschaltungen. Da die Pressefreiheit in Luxemburg einen sehr hohen Stellenwert hat und als unantastbar gilt, wird oft davon ausgegangen, dass Kriegsberichterstattungen in der Presse, im Fernsehen und im Hörfunk von politischer Instrumentalisierung ausgenommen sind. Dies entspricht allerdings nur bedingt der Realität. Das luxemburgische Militär nimmt mit Sicherheit nicht direkt Einfluss auf die Kriegsberichterstattung. Grund hierfür ist allein die Tatsache, dass sich die luxemburgische Politik gegenüber der Bevölkerung nicht für eine Kriegsführung rechtfertigen muss, denn Luxemburg war seit dem

⁹³ Anmerkung: Hierbei handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Luxemburgischen durch die Verfasserin.

⁹⁴ Apelt 2005, S. 24.

Vietnam-Krieg nicht mehr aktiv in ein Kriegsgefecht involviert. Die luxemburgischen Soldaten kämpfen nicht an vorderster Front. Sie sind heutzutage vor allem für die Wahrung der Sicherheit in Krisengebieten und für humanitäre Hilfe zuständig. Im Gegenzug dafür wirken andere Länder, wie die USA oder Deutschland, die durch die NATO beziehungsweise die EU militärpolitisch mit Luxemburg verbunden sind, seit Jahrzehnten äußerst geschickt auf die internationale Kriegsberichterstattung ein.

Die Mitarbeiter in den Medienbranchen stehen unter einem enormen Aktualitätszwang. Um auf dem Markt bestehen zu können und für die Rezipienten interessant zu bleiben, müssen sich Journalisten dem harten Konkurrenzkampf stellen und quasi ‚live‘ von Ereignissen aus der ganzen Welt berichten. Diese Anforderung gilt auch für Journalisten, die sich mit der Kriegsberichterstattung beschäftigen. Problematisch ist allerdings die Tatsache, dass eine Vorort-Berichterstattung in diesem speziellen Fall nur schwer möglich ist. Der direkte Zugang zu militärischen Kampfgebieten bleibt den meisten Journalisten verwehrt. Zu groß ist die Gefahr, dass der zivile Journalist mit dem eigenen Leben bezahlen muss. Außerdem beanstandet das Militär oft, dass die Anwesenheit der Medienberichterstatte den reibungslosen Ablauf von Militäroperationen behindern könnte.

Um dennoch ohne große Zeitverzögerung über den Kriegsverlauf berichten zu können, übernehmen Medien oft unreflektiert die zur Verfügung gestellten Informationen des Militärs. Diese Situation nutzen die Kriegsparteien konsequent aus. Da sie großes Interesse daran haben, Krieg nach einem ‚sauberen Krieg‘ aussehen zu lassen, werden die Informationen im Vorfeld gefiltert. ‚Zwischenfälle‘, die ein kritisches Licht auf das Militärvorgehen werfen könnten, werden marginalisiert, geheim gehalten, als Nachricht gesperrt oder unterliegen sogar der Zensur.⁹⁵

Ein Beispiel für solche ‚Zwischenfälle‘ wären die Folterungen von Kriegsgefangenen, wie sie während des Irak-Krieges (20. März 2003 bis 1. Mai

⁹⁵ Fritsch, Alexander: „Angriffskrieg“ oder „Friedensmission“. Zum Verhältnis von Public Relations und Journalismus in Kriegszeiten. O.J. S. 20. Verfügbar unter: [<http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/5624/data/02-fritsch-angriffskrieg-oder-friedensmission.pdf>] (letzter Stand: 09.04.2014)

2003) durchgeführt wurden. Im April und Mai 2004 gingen Bilder um die Welt, die die westliche Bevölkerung schockierten. Sie zeigten US-Soldaten, die Kriegsgefangene bewachen sollten. Stattdessen versuchten sie die Häftlinge durch sexuelle Gewalt und Erniedrigungen zu brechen und aussagebereit zu machen. Sie zwangen die Gefangenen sich nackt auszuziehen, ängstigten sie mit Hunden, ketteten sie an und zogen ihnen Säcke über den Kopf.⁹⁶ Hätten sich die US-Soldaten bei diesen Taten nicht ablichten lassen und wären die Bilder aus den Akten der amerikanischen Militärjustiz nicht an die Öffentlichkeit gelangt, so wären die USA als ehrenhafte Friedensbringer aus dem Krieg gegangen. Niemand wäre sich dieser Gräueltaten bewusst gewesen, weil die USA immer sehr darauf bedacht waren, ihre moralische Integrität nach außen zu bewahren.

Zu diesem strategischen Informationsmanagement gehört auch die rhetorische Aufbereitung des Informationsmaterials. Sich dessen bewusst, dass Journalisten unter Zeitdruck sogar sprachlich viel übernehmen, wird auch auf dieser Ebene nichts dem Zufall überlassen. Gängig ist in diesem Zusammenhang die Dämonisierung des Gegners. Nadine Bilke erklärt: „Mit Schlüsselbildern und Metaphern zu arbeiten, die historische Erfahrungen mit neuen Ereignissen verknüpfen, ist eine zentrale Strategie. Ein durchgehendes Muster ist der Vergleich des feindlichen Machthabers mit Hitler.“⁹⁷ Alexander Fritsch ergänzt diese Feststellung:

„Die Tendenz zu einfachen Gut-Böse-Schemata wird auch an der Bezeichnung der Kriegspartei deutlich. Während ein Terrorist jemand ist, der Gewalt anwendet oder androht, um eine politische Veränderung zu erreichen, und dabei keine Rücksicht auf jedwede Verluste nimmt, wehren sich Freiheitskämpfer gegen eine völkerrechtswidrige Besatzung. Je nach Perspektive lässt sich eine Kriegspartei mit beiden Begriffen umschreiben. So sehen sich die tschetschenischen Rebellen als Freiheitskämpfer, wohingegen sie von der russischen Regierung als Terroristen gebrandmarkt werden. Beide Begriffe sind jeweils mit einer Parteinahme verbunden, die nicht im Sinne journalistischer Objektivität sein kann. Trotzdem erliegen Journalisten nicht selten der Versuchung, sich an die offizielle Definition der ihnen politisch näher stehenden Partei zu halten, statt einen neutraleren Begriff wie etwa ‚Rebellen‘ zu verwenden.“⁹⁸

⁹⁶ Vgl. Kirstein 2008.

⁹⁷ Bilke 2008, S. 153.

⁹⁸ Fritsch, Alexander: „Angriffskrieg“ oder „Friedensmission“. Zum Verhältnis von Public Relations und Journalismus in Kriegszeiten. O.J. S. 21. Verfügbar unter: [<http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/5624/data/02-fritsch-angriffskrieg-oder-friedensmission.pdf>] (letzter Stand: 09.04.2014)

Neben der Dämonisierung finden sich auch Umschreibungen, die militärischen Schaden, verschleiern. So wurde der Kosovo-Krieg (28. Februar 1998 bis 10. Juni 1999) trotz der Luftangriffe, bei denen auch unschuldige Zivilisten verletzt und getötet wurden, von der NATO beispielsweise oft als ‚Friedensmission‘ bezeichnet.⁹⁹ Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Heroisierung der Soldaten. Anna Bergmann stellte im Rahmen ihrer Untersuchungen fest, dass „die Theatralisierung der Figur des zivilisierten Soldaten als Friedensbringer und der im Zusammenspiel von Politik, Militär und christlicher Religion inszenierten Sinnstiftung des Soldatentodes“¹⁰⁰ in Deutschland durch die mediale Darstellung des Afghanistan-Krieges (7. Oktober 2001 bis heute) wieder eine gesellschaftliche Aufwertung erfahren hätte.

Jahrzehntlang distanzieren sich die westlichen Länder von Begriffen wie ‚Krieg‘ oder Formulierungen wie ‚der gefallene Soldat‘. Die Bevölkerung sollte nicht zu stark an den Zweiten Weltkrieg erinnert werden. Sie sollte das Erlebte verarbeiten, um unter anderem wieder Vertrauen in die Politik und Institutionen wie das Militär fassen zu können. Während des Afghanistan-Krieges änderte sich dieser behutsame Umgang mit der Sprache allerdings. Manfred Hettling und Jörg Echternkamp fassen die Aussagen deutscher Politiker zu Beginn des Afghanistan-Einsatzes noch folgendermaßen zusammen:

„Die Bundeswehr führe in Afghanistan keinen Krieg, weil hier nicht zwei souveräne, über ein Gewaltmonopol verfügende Staaten einen zwischenstaatlichen Konflikt austrügen, weshalb die Bundeswehr lediglich an ‚internationalen Friedens- und Hilfsmissionen‘ teilnehme und ‚der Stabilisierung dienende Operationen im Einsatzgebiet‘ unterstütze, lautete zunächst die Sprachregelung. Weil Bundeswehrsoldaten es nicht mit ‚Kombattanten‘ zu tun hätten, sondern mit ‚Verbrechern‘ und ‚Terroristen‘ (so Verteidigungsminister Jung 2009), war bis Oktober 2008 auch nicht von ‚Gefallenen‘ die Rede, wenn deutsche Soldaten dabei ‚ums Leben kamen‘, ‚verunfallten‘ oder ‚getötet wurden‘.“¹⁰¹

Je länger diese ‚Friedens- und Hilfsmissionen‘ andauerten, desto akzeptabler schien das bis dato vermiedene Vokabular. Hettling und Echternkamp verorten diese Verschiebung seit Ende 2008:

„Nachdem zwei Bundeswehrsoldaten bei einem Anschlag in Kundus am 20. Oktober 2008 getötet worden waren, hieß es von einem toten Soldaten offiziell,

⁹⁹ Ebd., S. 21 f. (letzter Stand: 02.10.2014)

¹⁰⁰ Bergmann 2001, S. 293.

¹⁰¹ Hettling; Echternkamp 2013, S. 148.

dass er ‚im Einsatz für den Frieden gefallen‘ sei. Brigadegeneral Jürgen Setzer, Kommandeur vor Ort, gedachte am Volkstrauertag 2009 in Mazar-e Sharif der Soldaten, die ‚für ein besseres Afghanistan und die Sicherheit unseres Landes gefallen sind‘. Formeln wie ‚Stabilisierungseinsatz‘ waren überholt, als der neue Verteidigungsminister zu Guttenberg Ostern 2010 zunächst im Bundestag von ‚kriegsähnlichen Zuständen‘ in Afghanistan, dann explizit von ‚Krieg‘ sprach – wenn auch mit der Einschränkung, dass dies ‚umgangssprachlich‘ sei. [...] In einer Gedenkrede für deutsche und verbündete afghanische Soldaten formulierte zu Guttenberg, sein Mitgefühl gelte den Familien dieser ‚gefallenen beziehungsweise ums Leben gekommenen afghanischen Soldaten‘.¹⁰²

Mit diesen Formulierungen wurde die Sinnhaftigkeit des Soldatentodes wieder artikulierbar. Die Bereitschaft den Soldaten sprachlich zu heroisieren, wurde ab 2010 größer. Ein Beispiel für die Reaktivierung des Heldenvokabulars ist eine Rede des Verteidigungsministers zu Guttenberg, die er 2010 im Rahmen einer Trauerfeier hielt. Hier machte er folgende rhetorisch durchdachte Aussage:

„Eine meiner kleinen Töchter, der ich versuchte, diesen Karfreitag und meine Trauer zu erklären, fragte mich, ob die drei jungen Männer tapfere Helden unseres Landes gewesen seien und ob sie stolz auf sie sein dürfe. [...] Ich habe beide Fragen nicht politisch, sondern einfach mit Ja beantwortet.“¹⁰³

Da es sich bei dieser Aussage um den Schlüsselsatz der Rede handelte und sie medial wirksam ist, wurde dieses Zitat in der Berichterstattung häufig aufgegriffen. Nahezu alle wichtigen Fernsehsender strahlten diese Passage der Rede aus beziehungsweise fast alle Zeitungen, inklusive der Qualitätspresse, druckten diese Passage ab.

Nicht anders verhielt es sich bei den anderen, von Hettling und Echternkamp zusammengefassten, Aussagen. Die deutschen Medien haben immer wieder die plakative Sprache der Politiker übernommen; sei es in Form von Zitaten, indirekten Zitaten oder einzelnen Wörtern. Dadurch haben sie sich unfreiwillig zum Sprachrohr militärischer Interessen gemacht. Sie haben zu jeder Zeit rhetorisch genau die Bilder verbreitet, die dem Selbstdarstellungs-Wunsch der Institution entsprachen. Ute Daniel verweist darauf, dass die Nutzung der Medien als Sprachrohr des Militärs eine lange Tradition in der Politik hat. So schreibt sie:

„In der Tat kommt den Berichten ‚von der Front‘, die seit dem Krimkrieg 1853 – 1856 neben den offiziellen Bulletins und den Berichten von Offizieren auch diejenigen von journalistischen Berichterstattern umfassen, seit jeher eine entscheidende Bedeutung für die zeitgenössische Wahrnehmung und Deutung des

¹⁰² Ebd., S. 148.

¹⁰³ n-tv: „Für Deutschland gestorben.“ Merkel verneigt sich. 09.04.2010. Verfügbar unter: [<http://www.n-tv.de/politik/Merkel-verneigt-sich-article815218.html>] (letzter Stand: 16.04.2014)

jeweiligen Krieges und damit für seine politische und gesellschaftliche (De-) Legitimation zu.“¹⁰⁴

Auch wenn sich viele Menschen zu den Anfangszeiten des Afghanistan-Krieges durch die Worte der Politiker beruhigt fühlten beziehungsweise durch die Medien empfänglicher für den Heldenmythos wurden, so hat es dennoch auch immer wieder Kritiker gegeben, die die manipulativen Tätigkeiten des Militärs kritisierten.

Da die Position der Kritiker die positive Selbstdarstellung des Militärs gefährdet, wurde dieser Entwicklung bereits während des Zweiten Golfkrieges (2003) mit der Einführung der sogenannten ‚Embedded Journalists‘ entgegengewirkt. Hierbei handelt es sich um Journalisten, die hautnah an Militär-Operationen teilhaben dürfen. Ziel ist es in der Öffentlichkeit Vertrauen zu schaffen und die Kritik der medialen Manipulation zu entkräften. Da die ‚Embeds‘ im Vorfeld dazu verpflichtet sind, an einem militärischen Spezialtraining teilzunehmen und während der Kriegszeit kämpfenden Kriegseinheiten zugewiesen sind, sind sie bereits militärisch sozialisiert. Diese Journalisten besitzen nicht mehr die nötige Distanz, um neutral über die Geschehnisse zu berichten. Fritsch erklärt:

„Durch das eigene Involviert-Sein droht die Asymmetrie der (militärischen) Kraftverhältnisse und Opferzahlen aus dem Blick zu geraten. Der Umstand, live am Kriegsgeschehen beteiligt zu sein und selbst zum Opfer werden zu können, kann außerdem zur Identifikation und Verbrüderung mit dem Truppenteil führen, aus dem Bericht erstattet wird. Was nur zu verständlich ist – schließlich sorgen eben diese Soldaten auch für die persönliche Sicherheit des Journalisten.“¹⁰⁵

Das heißt, auch hier ist der Informationsfluss nicht frei, sondern von den Informationsstrategen des Militärs bis ins Detail kalkuliert.

Zusätzlich zu der mehr oder weniger unfreiwilligen Kooperation, die die Journalisten auf sprachlicher Ebene mit dem Militär eingehen, kommt auch noch das Phänomen des ‚Militainments‘. Der Unterhaltungsfaktor spielt heutzutage bei Kriegsberichterstattungen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Egal ob es sich um Boulevard-Formate oder seriösere Berichterstattungen handelt – das Bildmaterial wird perfekt inszeniert. Die Journalisten suchen Bilder aus, die Dramatik erzeugen

¹⁰⁴ Daniel 2006, S. 7.

¹⁰⁵ Fritsch, Alexander: „Angriffskrieg“ oder „Friedensmission“. Zum Verhältnis von Public Relations und Journalismus in Kriegszeiten. O.J. S. 24. Verfügbar unter: [<http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/5624/data/02-fritsch-angriffskrieg-oder-friedensmission.pdf>] (letzter Stand: 09.04.2014)

und die Sensationslust der Zuschauer stillen. Nachbesserungen sind keine Ausnahme. So werden Bilder absichtlich verwackelt oder nachträglich reduziert, damit sie authentischer wirken. Es sind Inszenierungen bekannt, wo Soldaten ihre Gewehre gegen Bezahlung abfeuerten, damit die Journalisten, die den Stützpunkt nicht verlassen durften, spielfilmreife Bilder erhielten.¹⁰⁶

Fotos eignen sich für das Militainment besonders gut, weil sie entgegen der Annahme der meisten Menschen nicht selbsterklärend sind. Die Redewendung ‚ein Bild sagt mehr als tausend Worte‘ entspricht nicht der Realität. Laut Susan Sontag wartet jedes Foto auf eine Erklärung, beziehungsweise auf eine Bildlegende. Das deutsch-russische Museum schreibt hierzu: „Tatsächlich [...] sind Fotografien vieldeutig und in ihrer Bestimmung unbestimmt. Die Bedeutung dessen, was gesehen werden soll, hängt vom Gebrauch der Fotografie ab, und der Gebrauch gibt vor, was gesehen werden soll.“¹⁰⁷ Deshalb kann es auch vorkommen, dass ein und dasselbe Bild völlig unterschiedlich erklärt wird. Susan Sontag untermauert dies mit einem Beispiel:

„Während der Kämpfe zwischen Serben und Kroaten zu Beginn der jüngsten Balkankriege wurden von der serbischen und der kroatischen Propaganda die gleichen Fotos von Kindern verteilt, die bei der Beschießung eines Dorfes getötet worden waren. Man brauchte nur die Bildlegende zu verändern, und schon ließ sich der Tod dieser Kinder so und anders nutzen.“¹⁰⁸

Ohne Recherche von Daten und Fakten ist jeder Betrachter eines Fotos der Gefahr ausgesetzt, über die Bildlegende manipuliert zu werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die bereits von der NATO propagierte Idealisierung durch die Entertainisierung nochmals deutlich gesteigert wird. Somit ist das Endprodukt, das den Rezipienten der westlichen Hemisphäre in den internationalen Kriegsberichterstattungen präsentiert wird, schlussendlich meist stark wirklichkeitsverzerrt.

Die Konsequenz dieser permanent idealisierten Darstellung militärischer Einsätze besteht darin, dass immer mehr junge Menschen sich blenden lassen und nur mehr eine Seite der Medaille erkennen beziehungsweise den ‚Soldaten-Helden‘ sogar

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 22. (letzter Stand: 09.04.2014)

¹⁰⁷ Deutsch-Russisches Museum Berlin Karlshorst 2003, S.16.

¹⁰⁸ Susan Sontag zit. n.: Breuer, Ingeborg: Verstörende Kraft. Susan Sontag über Fotografie. 11.02.2004. Verfügbar unter: [\[http://www.deutschlandfunk.de/verstoerende-kraft.700.de.html?dram:article_id=81653\]](http://www.deutschlandfunk.de/verstoerende-kraft.700.de.html?dram:article_id=81653) (letzter Stand: 08.01.2015)

nacheifern wollen. Diese Entwicklung kommt natürlich auch dem luxemburgischen Militär in seinem Streben nach einer positiven Selbstdarstellung zu Gute.

Außerhalb der Werbung und der Nachrichten tritt der idealisierte Soldat auch in Filmen, Serien und Dokumentationen auf. Kriegsfilme üben nicht nur Kritik am Militärwesen, sondern haben auch schon immer indirekt Werbung für die einzelnen nationalen Heere der westlichen Welt gemacht. Laut einer Untersuchung von Tanja Thomas und Fabian Virchow hat diese filmische Imageaufwertung des Militärs im Laufe der Zeit, bei den von der luxemburgischen Bevölkerung stark rezipierten deutschen Sendern,¹⁰⁹ immer weiter zugenommen. So ist die Figur des Soldaten Anfang der 1990er nur vereinzelt auf dem Bildschirm zu sehen gewesen. Ab 1994 starteten mehrere Sender Familienserien, die die Militär-Thematik aufgriffen. Als Beispiel hierfür ist die Sendung ‚Nicht von schlechten Eltern‘ zu nennen, die von Marineangehörigen handelte. Eine weitere bekannte Serie aus dieser Zeit ist ‚Jets – Leben am Limit‘. Dazu Thomas und Virchow:

„Mit dem Beginn des Krieges gegen Jugoslawien und dem Einsatz von Bundeswehr-Tornados fielen elf Folgen der Serie ‚Jets – Leben am Limit‘ (Pro 7) zusammen: Soldatische Tugenden, harte Ausbildung, treue Männerkameradschaft und die ‚Erotik‘ des Kampffjets werden dort begleitet von kernigen Sprüchen junger Kampfpiloten.“¹¹⁰

Es wäre interessant nachzuforschen, ob diese Serie ausschließlich auf Eigeninitiative von ‚ProSieben‘ produziert wurde oder in welcher Weise eine Kooperation von Militär und TV-Sender bestanden hat. Die psychologische Kriegsführung und der Versuch des Militärs die öffentliche Meinung mit Hilfe von Filmmaterial zu manipulieren und die Bevölkerung auf einen bevorstehenden Krieg einzustimmen, ist nämlich keine Seltenheit. Evident war dies in der Vergangenheit bei Hollywood-Produktionen wie ‚Top Gun‘. Das US-amerikanische Verteidigungsministerium stellt der Filmbranche seit Jahrzehnten Militär-Equipment und Drehorte zur Verfügung, die andernfalls Unsummen Geld

¹⁰⁹ Anmerkung: In Luxemburg gibt es nur sehr wenige Fernsehsender. Mit Ausnahme des Marktführers ‚RTL Télé Lëtzebuerg‘, verfügen die meisten Sender über kaum nennenswerte Einschaltquoten. Der Großteil der Bevölkerung weicht auf das deutsch- oder französischsprachige Fernsehen aus. ‚RTL Télé Lëtzebuerg‘ strahlt zudem kaum Unterhaltungssendungen aus. Die meistgesehene Sendung ist die Nachrichtensendung.

¹¹⁰ Thomas, Tanja; Virchow, Fabian: Heldenkino. 2003, S.3. Verfügbar unter: [<http://www.sopos.org/aufsaetze/3f6b690fa4d79/1.phtml>] (letzter Stand: 11.02.2014)

kosten würden und verlangt im Gegenzug dafür Drehbuchänderungen, die die Einsätze des Militärs rechtfertigen und die Rekrutierung unterstützen. Ob diese Instrumentalisierung auch für ‚Jets‘ zutrifft, ist nicht ersichtlich. Eine Tatsache ist jedoch, dass die Ausstrahlung der Sendung der Bundeswehr sehr wichtig war. So schaltete sich die Bundeswehr sogar ein, als das US-amerikanische Verteidigungsministerium dem Fernsehsender ‚ProSieben‘ den Dreh auf der ‚Sheppard Air Force Base‘ in Texas nicht erlauben wollte.¹¹¹ Trotz solcher Bemühungen konnte die Kriegs-Thematik das Publikum noch nicht gänzlich begeistern. Aus diesem Grund wurde ‚Jets‘ auch nach nur elf Folgen eingestellt.

Anders verhält es sich heute. Nachdem die Fernseh-Zuschauer und Kino-Besucher kontinuierlich immer mehr mit der militärischen Thematik konfrontiert worden sind, ist das idealisierte Militär ‚im Medienalltag salonfähig‘¹¹² geworden. Das ‚Militainment‘ ist für die ganze Familie unterhaltsam geworden. Selbst den jüngsten Zuschauern werden die ‚Heldentaten‘ des Militärs von den Erwachsenen nicht länger vorenthalten. Damit die Kinder den vorgeführten Idolen nacheifern können, bekommen sie sogar vermehrt Videospiele mit militärischem Inhalt, sogenannte ‚Ego-Shooter‘, gekauft.

Die Gefahr dieses altersübergreifenden Konsums ist eine erneute militärische Sozialisation der Gesellschaft. Tatsächlich scheint die Mehrheit der Zuschauer sich von den positiven Darstellungen beeinflusst haben zu lassen und immer militär-freundlicher zu werden. Das Publikum ist mittlerweile so offen, dass es noch nicht einmal mehr der inszenierten Heldendarstellungen bedarf, um es zu fesseln.

Diese Entwicklung haben die Medien und die Rekrutierungsstrategen des Militärs erkannt. So geht der Trend aktuell immer stärker in Richtung Reality-TV. Erstaunlich ist, dass der luxemburgische Sender ‚RTL Télé Lëtzebuerg‘, der prinzipiell für große Seriosität steht, dieses Format bereits übernommen hat. 2010 konnten die Zuschauer über mehrere Wochen hinweg drei luxemburgische Rekruten bei der Grundausbildung begleiten. Von der Einberufung bis zur

¹¹¹ Vgl. Bürger, Peter: „Militäroperation Hollywood“. 2005, S. 3. Verfügbar unter: [<http://www.heise.de/tp/artikel/19/19885/1.html>] (letzter Stand: 26.04.2014)

¹¹² Vgl. Thomas, Tanja; Virchow, Fabian: Heldenkino. 2003, S.3. Verfügbar unter: [<http://www.sopos.org/aufsaetze/3f6b690fa4d79/1.phtml>] (letzter Stand: 11.02.2014)

Vereidigung konnten sie Höhen und Tiefen der Protagonisten ‚miterleben‘ – so eine Schießübung, Drill und einen Nachtmarsch. Sie waren hautnah dabei, wie ein Rekrut wegen einer medizinischen Beeinträchtigung die Ausbildung abbrechen musste, wie eine Rekrutin während des Nachtmarschs von ihren Kameraden motiviert wurde bis zum Schluss durchzuhalten, wie die Ausbilder bei mangelnder Disziplin auch mal lauter wurden oder Liegestützen verordneten usw.¹¹³

Einige Jahre später wurde das Konzept erneut aufgegriffen. Bei diesen Folgen handelte es sich bei den Protagonisten um vereidigte Soldaten der luxemburgischen Armee, die einen Angriff in einer verschneiten österreichischen Berglandschaft üben sollten. Auffallend ist, dass die Soldaten, genau wie die drei Rekruten, bei den Aufnahmen nicht durchwegs als exemplarische Vorbilder dargestellt wurden. Auch wenn diese Szenen selten waren, so sahen sie auch manchmal ungeschickt auf dem Bildschirm aus. Bei einer Skiabfahrt wirkten einige Soldaten beispielsweise sehr unbeholfen.¹¹⁴ Die Soldaten sind dementsprechend nicht länger die unantastbaren Helden, sondern ‚bewundernswerte‘ Individuen mit Schwächen und Stärken. Dadurch soll das Militär für die Bevölkerung greifbarer werden. Das Militärische wirkt nicht mehr so fremd und einschüchternd, sondern vertrauter.

Dieses Gefühl der Vertrautheit ist, neben der simplen Wahrnehmung des Militärs und der Akzeptanz des Militärs als vorbildlich handelnde Institution, eine weitere elementare Voraussetzung für die Aktivierung des Identifikationsprozesses. Um dieses Gefühl der Vertrautheit noch weiter zu fördern, bemühen sich Militärs volksnah zu wirken und mit den Menschen direkt in Kontakt zu treten.

Damit dieser Austausch mit möglichst vielen Individuen stattfinden kann, errichtet das Militär mehrmals pro Jahr quer durchs Land in stark frequentierten Einkaufszentren Infostände. Hier haben die Passanten die Möglichkeit, sich mit

¹¹³ Vgl. RTL Télé Lëtzebuerg: Basic Training. 2009. Verfügbar unter: [<http://www.youtube.com/watch?v=jPj-UIajRQU>]; [<http://www.youtube.com/watch?v=hYQunyDH-5w>]; [<http://www.youtube.com/watch?v=jNKBpQeEvIY>]; [<http://www.youtube.com/watch?v=ItNViL5TIWw>] (letzter Stand: 02.05.2014)

¹¹⁴ RTL Télé Lëtzebuerg: Luxembourg Army. 2011. Verfügbar unter: [<http://www.youtube.com/watch?v=X5Cj7BY36YI>]; [<http://www.youtube.com/watch?v=2Ff2Nv1cnls>] (letzter Stand:02.05.2014)]

den anwesenden Soldaten und Unteroffizieren zu unterhalten. Je nach Interesse können sich die Bürger über die verschiedenen beruflichen Laufbahnen, über die Militärausbildung, über die Aufgaben der Soldaten informieren oder beispielsweise nach den persönlichen Erfahrungen der Soldaten fragen. Außerdem können Informationen zur Rekrutierung eingeholt werden. Allerdings wird die Rekrutierung nicht in den Mittelpunkt gerückt. Die jungen Passanten werden nicht vom Militärpersonal zu einer Einschreibung gedrängt. Dies könnte zu aggressiv wirken und dementsprechend das Bündnis zwischen Militär und Gesellschaft gefährden. So ist die Hauptzielgruppe dieser Infostände auch nicht der Jugendliche, sondern eher der Erwachsene. Serge Alzin erklärt:

„Die Infostände sollen nicht unbedingt potentielle Rekruten ansprechen, sondern eher die Eltern und Großeltern. Die Eltern und Großeltern können sich dort informieren und die Jugendlichen darauf hinweisen, dass das Militär eventuell eine gute Option für sie sein könnte und sie fragen, ob sie sich nicht vielleicht detaillierter mit dieser Möglichkeit auseinandersetzen wollen.“

Dass diese Strategie tatsächlich zu funktionieren scheint, zeigt ein kurzes Interview, das im Rahmen dieser Arbeit geführt wurde. So berichtet ein Soldat, der bereits an solchen Informationsständen geholfen hat: „Ganz oft kamen ältere Personen zu uns, die sich an ihre Zeit im Krieg erinnerten und dann ihre Geschichten erzählten. Als ich damals an diesem Informationsstand war, waren alte Kriegsgeschichten das, was ich am meisten gehört habe.“

Aufschlussreich ist, dass die Arbeit am Infostand den Soldaten nicht vollkommen zufrieden gestellt hatte, weil verhältnismäßig wenig junge Menschen Interesse gezeigt hatten. Der Soldat war von seinen Vorgesetzten also nicht im Vorfeld über die Zielgruppe aufgeklärt worden. Vermutlich sollte er unvoreingenommen bleiben, um seine Vermittlerfunktion authentisch erfüllen zu können.

Die direkte Kontaktaufnahme gelingt auch durch die sogenannte ‚Journée de l’armée‘, die alle paar Jahre vom Militär organisiert wird. Ursprünglich handelte es sich hierbei um einen Tag der offenen Tür. Die Bürger konnten sich einen Eindruck vom Leben hinter den Kasernenmauern verschaffen. Seit 2013 sind es allerdings nicht mehr die Bürger, die in die Welt des Militärs eintauchen, sondern das Militär, das in die Welt der Bürger eintaucht. Die Veranstaltung fand erstmals außerhalb des militärischen Geländes statt. Eine ganze Stadt stand für einen Tag im Zeichen des Militärs. Die gesamte Bandbreite der militärischen Arbeit wurde

den Zuschauern vorgeführt. Im Stadtpark und auf einem anderen bekannten Stadtgelände, wurden den Besuchern Wehrtechniken vorgeführt. Sie konnten sich einen Eindruck von den Waffen, Simulationsgeräten, ‚Aufklärungsdrohnen‘ usw. verschaffen. Auch der Minenräumdienst stand den Bürgern Rede und Antwort. Die Besucher durften sogar selbst aktiv werden. So konnten sie beispielsweise eine Hängebrücke überqueren, probieren wie es sich anfühlt, eine Splitterweste und einen Tornister zu tragen oder mit einem Nachtsichtgerät einen Parcours zu absolvieren.

Diese Verlagerung in die Stadt dürfte sehr förderlich für das Militär gewesen sein. Oft sind Menschen nämlich offener, wenn sie sich in einer gewohnten Umgebung befinden. Sich auf ein Militärgelände zu begeben, kann befremdlich sein und somit hemmend auf die Kontaktaufnahme von Militär und Gesellschaft wirken. Zudem hatte die Veranstaltung große Ähnlichkeit mit einem Volksfest. Die Tatsache, dass die Menschen sich mit Würstchen und Bier in geselliger Runde von Zivilisten und Militärpersonal befanden, ließ sie vergessen, dass sie sich eigentlich auf einer Werbeveranstaltung befanden, die im Endeffekt der Anwerbung von Soldaten-Nachwuchs dienen sollte. Der Tag blieb den Familien, welche die Hauptzielgruppe der ‚Journée de l’armée‘ sind, als eine willkommene Abwechslung in Erinnerung. Kinder hatten sich austoben und etwas dazulernen können, während Eltern vom Alltag abschalten konnten.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Volksnähe bei beiden Veranstaltungen diskret und attraktiv vom Militär hergestellt wurde. Inwiefern sich die zivile Bevölkerung durch solche Vorgehensweise beeinflussen lässt, kann daran erkannt werden, wie einfach das Militär seine Volksnähe sogar auf eine Kooperation mit dem Bildungswesen ausdehnen konnte. So lädt das Militär jedes Jahr Schüler und Schülerinnen im Alter zwischen 15 und 17 Jahren in die Kasernen ein. 2013 wurden insgesamt 750 junge Menschen für diese Veranstaltung von den Schuldirektionen freigestellt und gemeinsam mit ihren Lehrern dorthin geschickt. Der Unterhaltungs-Faktor wurde wie so oft auch hier groß geschrieben. Die Jugendlichen wurden mit einem ‚Hummer‘ durch ein hügeliges Terrain gefahren, sie durften eine Luftwaffe betätigen, den Schießsimulator bedienen und bekamen als Mittagessen typische Soldatenkost

serviert.¹¹⁵ „Es ist eine Art Ferienlager, damit die Jugendlichen sehen was sie in der Armee lernen und was sie dort erwartet“, so Alzin.

Weitaus mehr Raum noch als dem Unterhaltungs-Faktor wurde an diesem sogenannten ‚Informationstag‘ allerdings der Rekrutierungsthematik gewährt. Die Armee machte massiv Werbung – und das nicht beiläufig oder verdeckt. Die betriebene Werbung war sehr direkt und hatte einen hohen Aufforderungscharakter. Die Schüler wurden regelrecht ermutigt, dem Militär beizutreten, indem sie über die beruflichen Laufbahnen im Militär ‚gebrieft‘ wurden. Es waren auch noch andere Institutionen wie die Polizei, die staatliche Verwaltung, der Zoll, die Straßenbauverwaltung, die Eisenbahnverwaltung und der Transportdienst anwesend, um über die diversen Karrieremöglichkeiten zu berichten, die der Dienst an der Waffe im jeweiligen Sektor bietet.

Besonders interessant ist die Tatsache, dass das Militär auch nach außen hin keinen Hehl aus den Rekrutierungszielen dieser Veranstaltung und der offensiven Vorgehensweise machte. Das Militär wusste offenbar, dass es keinen Aufschrei geben würde, wenn Jugendliche im ungeschützten Raum, das heißt ohne elterliche Aufsicht, militärischen Kampagnen ausgesetzt werden. So war auf der militäreigenen Internetseite – für jeden einsehbar – folgender Eintrag zum Informationstag zu finden:

„Seit 1992 lädt die Luxemburger Armee regelmäßig Schüler zwischen 15 und 17 Jahren aus den Lyzeen [siebte bis 13. Schulklasse] des Landes in das militärische Zentrum auf Herrenberg nach Diekirch zu einem Informationstag ein. [...]

Wie Major Tania Weinzaepfel betonte, braucht die Armee besonders im Hinblick auf die zahlreichen nationalen wie internationalen Einsätze verstärkt junge Leute, die sich ihrem Land verpflichten. Momentan zählt die Luxemburger Armee 280 Soldaten, was bei weitem nicht ausreicht, um alle Missionen zu erfüllen.“¹¹⁶

Neben dem Informationstag haben auch Infostände mittlerweile einen festen Platz in der Zusammenarbeit von Lyzeen und Militär eingenommen. Alzin erläutert im Interview:

„Wir holen uns eine Bewilligung vom Bildungsministerium ein und verteilen unsere Leute, die für die Rekrutierung oder die Werbung zuständig sind, dann

¹¹⁵ Lëtzebuurger Arméi: Armee lädt 750 Schüler des postprimären Unterrichts zu einem Informationstag ein. 2013. Verfügbar unter: [http://www.armee.lu/actualites/news.php?archive=2013&news=new_741] (letzter Stand: 19.05.2014)

¹¹⁶ Ebd.

punktuell in Schulen. Sie machen sozusagen einen Rundgang quer durchs Land, damit sie in den Schulpausen oder Schulstunden einen Stand aufbauen können. Diejenigen Klassen, die Schüler haben, die potentiell interessiert sein könnten – sowohl vom Niveau, als auch vom Alter – sollen die Möglichkeit bekommen sich zu informieren. Das ist selbstverständlich auf freiwilliger Basis. Es wird nicht gesagt, dass die und die Klasse teilnehmen muss. Wir bieten diese Möglichkeit einfach an. Die Interessenten können dann eine Mappe mit Dokumentationen, Flyern und Stiften abholen“.

Auch wenn Alzin die Freiwilligkeit der Informationsbeschaffung betont, so handelt es sich hierbei dennoch um eine sehr aggressive Werbekampagne für Jugendliche. Durch die geschickte Auswahl der Pausenhöfe und Schulkorridore als Standorte, ist nämlich jeder Schüler gezwungen am Infostand vorbeizugehen und sich zumindest für einen kurzen Moment mit der Idee des Militärs zu befassen auch wenn er keine weiteren Informationen wünscht. Nichtsdestotrotz ist auch hier wieder kein merklicher Widerstand seitens der Eltern dieser Jugendlichen zu vernehmen. Diese militärischen Kampagnen werden wortlos hingenommen und akzeptiert. Es kümmert niemanden, dass diese Vorgehensweise sehr stark an den im historischen Teil beschriebenen Militarisierungsprozess der Schule während des Ersten und Zweiten Weltkrieges erinnert. Militär und Schule arbeiten genau wie damals aktiv zusammen, um der Armee ‚geeignetes Menschenmaterial‘ zu liefern. Das Militärische ist wieder ein Teil des Schulunterrichts geworden.

2. Die militärischen Sonderleistungen

Diese Toleranz der Erwachsenen ist natürlich alles andere als förderlich für die Schärfung des kritischen Geistes von Jugendlichen. Sie lernen nicht dem Militär mit Bedacht zu begegnen und sind somit nahezu schutzlos einer ganzen Flut an Werbeaktionen ausgeliefert. Die Wortwahl ‚Flut‘ ist deshalb berechtigt, weil junge Menschen mittlerweile auch schon an anderen Orten konkret auf den Freiwilligendienst angesprochen werden.

Seit 2013 besteht beispielsweise für arbeitssuchende Jugendliche die Möglichkeit vom Arbeitsamt ins Militär orientiert zu werden. Anzumerken ist, dass die Jugendlichen durch eine solche Orientierung in gewisser Hinsicht dazu gezwungen sind, eine Rekrutierung zumindest in Erwägung zu ziehen und nicht gleich abzuweisen, weil sie nur eine geringe Anzahl an Angeboten des

Arbeitsamt verweigern können, ohne die Zuschüsse gekürzt zu bekommen. Haben sie dennoch Zweifel, so wird ihnen die Entscheidung wieder durch die Präsentation der diversen Karrieremöglichkeiten erleichtert.

Tatsächlich scheint diese Kombination aus Druck und Karriereaussichten ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Jean-Marie Halsdorf berichtet nämlich von einer für luxemburgische Verhältnisse nicht zu unterschätzenden Zahl an Bewerbern, die vom Arbeitsamt vermittelt werden konnten:

„Letztes Mal hat das Militär ungefähr 80 bis 90 Arbeitssuchende vom Arbeitsamt gerufen. Allerdings sind schlussendlich nur 10 übrig geblieben. Vermutlich sind sie an der Grundausbildung gescheitert. Diese ist nämlich ziemlich anspruchsvoll.“

Die Karrieremöglichkeiten sind allerdings nicht die einzigen Angebote, mit denen die jungen Menschen angelockt werden. Ganz im Gegenteil – das Militär hat sich intensiv mit den Bedürfnissen der potentiellen Rekruten beschäftigt und eine ganze Palette an Sonderleistungen ausgearbeitet. Der Stellenwert dieser Sache ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Gegenleistungen nach der ‚Identifikation mit dem soldatischen Männlichkeitsideal‘ die nächste Säule im militärischen Anreizsystem darstellen. Das Militär muss mit seinen Arbeitsverhältnissen im öffentlichen Sektor wettbewerbsfähig sein, um die potentiellen Rekruten nicht an andere Institutionen oder Betriebe zu verlieren.

In der Folge sollen die Angebote des Militärs nochmals genauer dargestellt werden.

Individuelles Coaching und Zukunftsplanung

Das luxemburgische Militär besteht mehrheitlich aus Personen, die Schwierigkeiten hatten, ihren Platz in der zivilen Gesellschaft zu finden. Dies bestätigt auch Alzin: „Sehr viele unserer Soldaten sind Schulabbrecher. Es sind Leute, die zu irgendeinem Augenblick in ihrem Leben nicht mehr zur Schule gehen wollten. Einige hatten auch eine Lehre begonnen oder versucht einen Beruf auszuüben.“

Diesen Personen bietet das Militär ein einzigartiges Angebot. Oft wird von Kritikern beanstandet, dass im Militär der Einzelne in der Masse verschwinde.

Wie oben dargestellt trifft dies auch auf das Militärtraining zu. Die Soldaten müssen während des Exerzierens usw. als Ganzes funktionieren. Gleichzeitig bemüht sich das Militär heutzutage allerdings wie kaum eine andere Institution um die Bedürfnisse des Einzelnen. Die Soldaten erhalten ab dem ersten Einberufungstag ein individuelles Coaching. Es stehen ihnen unterschiedliche Fachkräfte Psychologen, Lehrer, ein Militärpfarrer usw. zur Seite, die sie in ihrer persönlichen Zukunftsgestaltung unterstützen und beraten. Besonders die berufliche Zukunft steht dabei im Mittelpunkt. Gemeinsam mit den Soldaten wird entschieden, welches Berufsbild sich für die Zeit nach dem Militärdienst eignen könnte. Damit diese Laufbahn auch tatsächlich eingeschlagen werden kann, bietet das Militär zusätzlich ein sehr differenziertes Reintegrationsprogramm an. Das letzte der vier Jahre Militärdienst dient fast ausschließlich der Vorbereitung auf die Berufswelt. Rekruten, die einen Beamtenposten anstreben und bereits über den erforderlichen Schulabschluss verfügen, können an sogenannten ‚Cours de préparation aux examens‘ (COPREX) teilnehmen. Hierbei handelt es sich um die Vorbereitung auf spezifische Staatsexamina. Der Stoff, der im Examen geprüft wird und die Fragen der vorherigen Jahre, werden gemeinsam mit Lehrern erarbeitet, so dass die Gefahr durchzufallen gering ist. Rekruten, die noch nicht über den nötigen Schulabschluss verfügen, können Schuljahre in der militäreigenen Schule nachholen. Besonders interessant für die Rekruten ist die Tatsache, dass ein ganzes Schuljahr in nur sechs Monaten absolviert werden kann. Außerdem bekommen sie während der Reintegrationsphase weiterhin ihr Gehalt. Sie werden also dafür bezahlt, dass sie zur Schule gehen.

Das Schulangebot des Militärs war bis dato begrenzt. Ein Abitur konnte beispielsweise nicht absolviert werden, da die Militärschule nicht über die notwendigen Kapazitäten verfügte. Um den Soldaten auch diese Chance zu bieten, hat das Militär entsprechende Änderungen vorgenommen. Halsdorf erklärt: „Ich habe mich zu meiner Amtszeit sehr dafür eingesetzt und das wird auch jetzt umgesetzt, dass das Reintegrationsprogramm nicht mehr unter die Kompetenz des Militärs, sondern unter die Kompetenz des Bildungsministeriums fällt“. Während die Soldaten bislang von Grundschullehrern mit einer speziellen Fortbildung unterrichtet worden seien, werde diese Aufgabe in nächster Zukunft von Lehrern

des höheren Schuldienstes übernommen, was sehr viel professioneller sei. Alzin ergänzt Halsdorfs Informationen:

„Die Schule die momentan auf dem ‚Herrenberg‘¹¹⁷ funktioniert, werden wir externalisieren [...]. Wir werden ein autonomes Lyzeum kreieren, wo prioritär Soldaten, die ihren Militärdienst gemacht haben, hingehen können. Die Soldaten können ein Jahr lang am Reintegrationsprogramm teilnehmen [...]. Dann bekommen sie die Möglichkeit, wenn man sieht, dass sie motiviert sind und auf den Geschmack gekommen sind, eventuell mehr zu machen, [...] als zivile Schüler die Schule weiterzumachen. Da wir nicht unbedingt über den notwendigen Schülerbestand verfügen, um ein Lyzeum zu füllen, haben wir ein Projekt mit dem Bildungsministerium auf die Beine gestellt, wo auch zivile junge Erwachsene, die weder in die ‚École de la 2e chance‘¹¹⁸ passen, noch eine normale Schule besuchen können, diese Klassen auffüllen können. Wir würden solche Leute mitintegrieren, um eine tolle Mischung von Militär und Nicht-Militär zu bekommen. In den verschiedenen Klassen gibt es dann zivile Leute, die selbstverständlich kein Gehalt bekommen und zivil gekleidet sind, und unsere Leute, die uniformiert sind und während dem ersten Jahr noch ihren Lohn bekommen.“

Auch wenn Alzin nicht erwähnt, dass diese Mischung von Zivilisten und Soldaten eine gute Möglichkeit ist nochmals einige Schüler zu einer Rekrutierung anzuspornen, so liegt diese Schlussfolgerung auf der Hand. Die zivilen Schüler sind beeindruckt, wenn ihre Schulkameraden bezahlt werden. Auch die Uniform der Soldaten könnte eine Rolle spielen. Schließlich schaffen Uniformen ein Gruppengefühl, das den Einzelnen bestärkt.

Es kann festgehalten werden, dass die persönliche Betreuung für Jugendliche, die den Wunsch haben, wieder in der Gesellschaft Fuß zu fassen, einen großen Anreiz darstellt. Schließlich besteht die Hauptursache ihres Scheiterns meistens darin, dass diese Jugendlichen in der zivilen Gesellschaft hinsichtlich ihrer Lernfähigkeit oder Disziplin nicht der Norm entsprechen und die Schule beziehungsweise der Arbeitgeber nicht über die entsprechenden Kapazitäten verfügt haben, sich ihres Einzelschicksals anzunehmen.

Berufliche Karriere

Kaum einem Soldaten misslingt der Start ins Berufsleben. Diese berufliche Sicherheit ist bei der heutigen unsicheren Wirtschaftslage für Jugendliche ein

¹¹⁷ Anmerkung: Der luxemburgische Militärstandort trägt den Namen ‚Herrenberg‘.

¹¹⁸ Anmerkung: Bei der ‚École de la 2e chance‘ handelt es sich um eine Schule, die sich an Schulabbrecher zwischen 16 und 24 Jahren richtet und ihnen eine zweite Chance gibt, ihren Schulabschluss nachzuholen.

schlagkräftiges Argument, wenn es um die Frage geht, ob sie ihrem Land dienen wollen oder nicht. Dass Soldaten nur äußerst selten nirgends in der Berufswelt unterkommen, liegt allerdings nicht alleine an der individuellen Betreuung und maßgeschneiderten Zukunftsplanung, sondern auch an den angesprochenen Karrieremöglichkeiten. Soldaten verfügen über zahlreiche berufliche Vorteile, nachdem sie den Freiwilligendienst absolviert haben.

So gibt es Karrieren, zu denen ausschließlich Soldaten zugelassen sind. Dazu zählen beispielsweise die Unteroffizierskarriere und die Unteroffizierskarriere in der Militärmusik, ebenso die Tätigkeiten des Hauptgefreiten, des Brigadiers, des Zollbeamten und des Gefängniswärters.

Daneben wird Soldaten bei allen niederen Diensten, die dem Staat untergeordnet sind, eine exklusive Priorität gewährleistet. Das heißt, wenn sich zivile Personen und Soldaten auf ein und dasselbe Amt gemeldet haben, müssen Soldaten vorgezogen werden. Unter dieses Reglement fallen zum Beispiel Arbeitsstellen bei der Bahn und bei der Gemeindeverwaltung.

Im Privatsektor sind die Arbeitgeber natürlich nicht gesetzlich dazu verpflichtet, Soldaten zu privilegieren. Allerdings ist dies dennoch oft der Fall, weil die Arbeitgeber Soldaten von vornherein als zuverlässige Arbeitskraft einschätzen. Halsdorf erklärt:

„Die Soldaten lernen in der Armee in Mannschaften zu funktionieren, sie lernen Teamgeist zu entwickeln, sie lernen was Kameradschaft bedeutet und sie eignen sich die sogenannten Softskills an. Softskills sind im Militär beispielsweise Ordnung, Disziplin, Gehorsam, Hierarchie usw. Dies sind wichtige Werte. Der Besitzer eines Busunternehmens hat mir beispielsweise gesagt, dass er gerne Busfahrer einstellt, die beim Militär waren. So einer ist erstens pünktlich, er hat Ordnung. [...] Ein Soldat ist viel strukturierter als Mensch – nicht immer auf höchstem Niveau und dennoch mehr als jemand, der das nicht gemacht hat“.

Außerdem stellen alle Berufe, bei denen die Soldaten im Genuss einer Exklusivität oder Priorität sind, sichere Jobs dar. Die Arbeitnehmer können nicht so einfach gekündigt werden. Es handelt sich also um Arbeitsstellen mit langfristigen beruflichen Perspektiven, was vielen Menschen wichtig ist. Soldaten, die den Freiwilligendienst nicht mit der luxemburgischen Staatsbürgerschaft absolviert haben, können von diesen beruflichen Vorteilen allerdings nicht Gebrauch machen. Die luxemburgische Nationalität bleibt trotz

Militärdienst eine Grundvoraussetzung für sämtliche Berufe, die nicht zum Privatsektor gehören.

Verdienst, Prämien und andere finanzielle Vorteile

Eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Entscheidung für eine Rekrutierung spielen auch die finanziellen Vorteile, die das Militär bietet. Soldaten werden gut bezahlt. Die Rekruten erhalten laut Serge Alzin ab dem ersten Tag 1.600 Euro. Alle sechs Monate werden die Soldaten, die sich bewähren, befördert. Nach sechs Monaten erhalten sie 1.700 Euro, nach zwölf Monaten 1.900 Euro und nach zwei Jahren 2.100 Euro. Diese Gehälter entsprechen mehr oder weniger dem Nettobetrag. Die Soldaten müssen keine Sozialabgaben bezahlen und nichts in die Rentenkasse oder die Krankenkasse einzahlen. Der Mindestlohn für unqualifizierte Arbeitnehmer ab 18 Jahren liegt im Vergleich dazu in Luxemburg zurzeit bei 1.921,03 Euro brutto. Das Höchstgehalt eines 17- bis 18-jährigen Lehrlings liegt bei 1.536,82 Euro brutto.¹¹⁹ Hinzu kommt, dass Soldaten gratis auf dem Militärgelände wohnen und essen können. Sogar der Besuch bei den militäreigenen Ärzten und die Ausgabe von Medikamenten sind unentgeltlich.

Soldaten, die sich während ihres Freiwilligendienstes für eine permanente Einsatzbereitschaft in der ganzen Welt melden, bekommen zu ihrem Grundgehalt 362 Euro netto zusätzlich. Bei einem Soldaten, der tatsächlich an einer Auslandsmission teilnimmt, fällt diese Prämie weg. Im Gegenzug dafür bekommt er aber pro Monat, den er im Ausland verbringt, 3000 Euro als Gratifikationen.

Es gibt viele weitere finanzielle Vorteile, die dem Personal des Militärs zustehen. So bekommen Unteroffiziere, die ihre Ausbildung abgeschlossen haben beispielsweise Wohnungen zu sehr günstigen Preisen angeboten. Auch können Rekruten den Führerschein beim Militär gratis machen.

¹¹⁹ Vgl. Inspection du travail et des mines: Salaire social minimum. 2013. Verfügbar unter: [<http://www.itm.lu/home/droit-du-travail/salaire-social-minimum.html>] (letzter Stand: 04.10.2014)

Disziplinierung

Die strenge militärische Disziplinierung wirkt auf viele Außenstehende abschreckend. Nichtsdestotrotz ist es genau dieser Aspekt der Disziplinierung, der das Militär neben den ganzen Zugeständnissen für viele junge Menschen zu einem interessanten Arbeitgeber, bzw. Ausbilder macht. Die Ursachen für den Wunsch nach mehr Disziplin können sehr individuell und vielfältig sein. Wird allerdings der Aspekt nochmals in Betracht gezogen, dass es sich bei den potentiellen Rekruten mehrheitlich um gescheiterte Jugendliche handelt, die ihr Leben wieder in den Griff bekommen wollen, so ergeben sich zwei plausible Erklärungen.

Die erste Erklärung besteht darin, dass viele junge Menschen an ihrem Scheitern reifen und erkennen, dass rebellisches Auftreten in der Gesellschaft nur in sehr seltenen Fällen geduldet wird.¹²⁰ Das Militär bietet ihnen die Möglichkeit ‚das Verpasste‘ wieder aufzuholen. Es verfügt über die nötige Rigidität um ihr ‚aufsässiges und undiszipliniertes‘ Wesen zu brechen.

Eine weitere Ursache ist die Tatsache, dass sogenannte ‚Loser‘ oft nach Halt suchen.¹²¹ Eine strenge Disziplinierung kann in einer solchen Situation auch als Aufwertung empfunden werden. Egal wie erbarmungslos die Methoden auch manchmal sind, das Militär gibt das Individuum nicht auf, sondern fordert es heraus, bis an sein Äußerstes zu gehen.

Ehre und Respekt

Die Liste an Leistungen, die das Militär als Arbeitgeber konkurrenzlos anbietet, könnte noch weitergeführt werden. So sind beispielsweise viele Jugendliche von der Militärtechnik fasziniert. Vor allem junge Männer träumen wegen des aufrechterhaltenen ‚Heldenmythos‘ oft davon, eine Waffe in ihrer Hand halten zu können oder mit den imposanten Militärfahrzeugen zu fahren. Auch die Möglichkeit Abenteuer zu erleben und sich sportlich zu betätigen, wird dem Büroalltag meistens vorgezogen.

Einer kurzen Hervorhebung bedarf es allerdings noch hinsichtlich der Ehre und des Respekts, die den Soldaten gezollt werden. Nicht nur das Militär ist darum

¹²⁰ Vgl. Ecarus 2009, S. 16 f.

¹²¹ Vgl. Betz; Breuninger 1987, S. 18.

bemüht, die Rekruten in ihrer Persönlichkeit aufzuwerten, sondern auch Personen, die die höchsten Ämter des Landes besetzen. So werden die Rekruten beim feierlichen Gelöbnis vom anwesenden Verteidigungsminister aufs Höchste gelobt¹²² und bekommen auch von ihm persönlich die offizielle Kordel¹²³ als sichtbares Zeichen der vollwertigen Armeezugehörigkeit umgelegt. Auf Anordnung des Großherzogs werden außerdem Ehrenzeichen und Anerkennungsmedaillen¹²⁴ an Soldaten vergeben, die sich in Auslandsmissionen bewährt haben. Dies ist allerdings nicht die einzige Gelegenheit, bei der sich die hohen Ämter mit Dankesreden und Ehrungen an die Soldaten richten. Der Armeeminister wendet sich auch bei Festen wie der Weihnachtsfeier an die Soldaten, er ehrt Soldaten, die beispielsweise bei Sportereignissen herausragende Leistungen gezeigt haben und besucht sogar die im Ausland stationierten Soldaten, um sie in ihrer Arbeit zu würdigen. Ein weiterer Akt der politischen Ehrung sind die regelmäßig organisierten Gedenkfeiern, bei denen gefallenen luxemburgischen und alliierten Soldaten, sowie mittlerweile verstorbenen luxemburgischen Kriegsveteranen, gedacht wird. Ein Beispiel für eine solche Zeremonie war die Gedenkfeier, die im Jahr 2010 zu Ehren der Luxemburger Veteranen des Koreakrieges organisiert wurde.¹²⁵ Hier nahmen, neben extra angereisten südkoreanischen Kriegsveteranen, zahlreiche Vertreter aus Politik, Diplomatie und Armee an der Veranstaltung teil. Sogar ein luxemburgischer Prinz war anwesend. Nachdem einige ergreifende Reden gehalten worden waren, wurde eine Gedenkstele enthüllt, auf der die Namen und Herkunftsorte sämtlicher luxemburgischer Korea-Veteranen inskribiert waren. Normalerweise werden militärische Gedenkfeiern noch von der traditionellen Kranzniederlegung begleitet.

¹²² Vgl. Lëtzebuenger Arméi: 31 Rekruten der 12. Session vereidigt / Auszeichnungen für luxemburgische und ausländische Soldaten, 27.04.2012. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2012/31-rekruten-der-12-session-vereidigt-auszeichnungen-fu-r-luxemburgische-und-auslaendische-soldaten>] (letzter Stand: 06.06.2014)

¹²³ Anmerkung: Einjährige Freiwillige tragen eine wollene Schnur in den Landesfarben.

¹²⁴ Vgl. Lëtzebuenger Arméi: Soldaten der 16. Session gestern Nachmittag in Strassen vereidigt, 13.09.2013. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2013/soldaten-der-16-session-gestern-nachmittag-in-strassen-vereidigt>] (letzter Stand: 24.12.2014)

¹²⁵ Vgl. Lamberty, John: Gedenkstele für Luxemburger Veteranen des Koreakriegs enthüllt, 4.10.2010. Verfügbar unter: [<https://www.mywort.lu/diekirch/directory-culture/2531310.html>] (letzter Stand 08.06.2014)

Der Kranz ist ein wichtiges Element in der allgemeinen Trauerkultur. Aufgrund seiner Kreisform ohne Anfang und ohne Ende drückt er symbolisch die Ewigkeit aus. Für den militärischen Totenkult hat er allerdings eine noch weitaus größere Bedeutung, weil das Symbol des Kranzes ursprünglich auf die Märtyrerkronen der Antike und des Christentums zurückgeht und somit die den Soldatenhelden in Aussicht gestellte Unsterblichkeit nochmals deutlicher unterstreicht.¹²⁶ Diese Verbindung zum Märtyrertod ist auch vermutlich die Ursache, warum bei dieser Gedenkfeier der Kranz durch ein Blumenarrangement in den Farben der luxemburgischen Flagge ersetzt wurde – schließlich sind die Veteranen nicht den ‚heldenhaften‘ Soldatentod gestorben. Bevor die Feier vom Militärorchester und der Nationalhymne abgeschlossen wurde, richtete Halsdorf noch einige wertschätzende Worte an die gegenwärtigen luxemburgischen Soldaten. Die luxemburgische Tageszeitung ‚Wort‘ schrieb in diesem Zusammenhang:

„Zugleich stellte Halsdorf den freiwilligen und selbstlosen Einsatz der Luxemburger Koreakämpfer in Verbindung zu heutigen Auslandseinsätzen von Soldaten, etwa in Afghanistan, die alle dem hehren Ziel dienen, die Welt friedlicher zu gestalten und auch fernen Völkern zu ermöglichen, den Traum vom besseren Leben zu träumen.“¹²⁷

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Figur des Soldaten von der luxemburgischen Regierung durch theatraalisierte Rituale stark aufgewertet wird. Die Politiker inszenieren den zivilisierten tapferen Soldatenhelden und rufen den Soldaten in Erinnerung, wie stolz das Land auf sie ist und wie wichtig sie sind. Es gibt nicht viele Menschen, denen zu Lebzeiten und sogar über den Tod hinaus eine solche Anerkennung zuteil wird. Die Soldaten werden demzufolge von der Regierung stark privilegiert. Dies stellt natürlich nochmals eine deutliche Steigerung in der für potentielle Soldaten scheinbar so wichtigen individuellen Wertschätzung dar.

¹²⁶ Vgl. Bergmann 2011, S. 307. Und: Mosse 1993, S. 104 f.

¹²⁷ Lamberty, John: Gedenkstele für Luxemburger Veteranen des Koreakriegs enthüllt. 4.10.2010. Verfügbar unter: [<https://www.mywort.lu/diekirch/directory-culture/2531310.html>] (letzter Stand 08.06.2014)

Zufriedenheit

Ein letzter wichtiger Punkt des Anreizsystems ist die Zufriedenheit der Rekruten. Das Militär ist darum bemüht, die in Aussicht gestellten Gegenleistungen einzuhalten, weil die Verwaltung sich dadurch eine Mund-zu-Mund-Propaganda verspricht. „Der Soldat ist der Überträger unserer Botschaften“, so Alzin. Auch Halsdorf bekräftigt diese Position:

„Bei uns im Land hat schon immer der Schneeballeffekt eine große Rolle gespielt. Die Briefträger waren früher alle bei der Armee. Deren Kinder kommen nun auch alle zum Militär. Ich kenne sehr viele, wo dies der Fall ist. Das ist so, weil das System gut funktioniert.“

Positive Erfahrungsberichte von nahestehenden Personen haben mindestens genauso viel Einfluss auf die Motivation von potentiellen Rekruten, wie alle anderen bisher erwähnten Anreize – wenn nicht sogar mehr. Menschen orientieren sich in ihrer Realitätskonstruktion immer bis zu einem gewissen Grad an den antizipierten Vorstellungen anderer. Die Erfahrungen von Menschen wie Eltern, Freunden usw., die auch sonst im Leben eine Beraterfunktion übernehmen, vermitteln ein Gefühl von Sicherheit und verringern die Angst vor unbekanntem Situationen wie einer Rekrutierung.

Um die Ausführungen zum Anreizsystem abzuschließen soll noch ein kurzer Blick auf die Wirksamkeit der Anreize geworfen werden. Grundlage dieser Überprüfung ist eine militärische Statistik, die aufzeigt wann wie viele Personen sich zum militärischen Eignungstest in Luxemburg beworben haben.

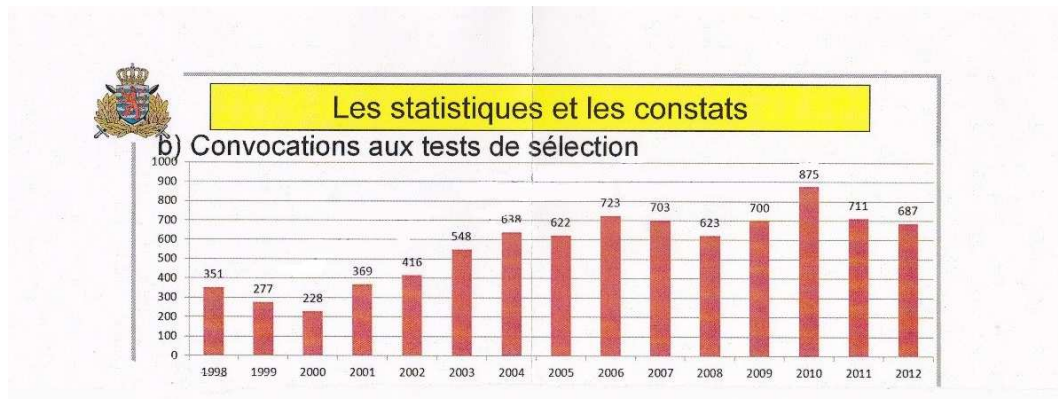


Abbildung 1: Anzahl der Vorladungen zu den militärischen Aufnahmetests in Luxemburg von 1998 bis 2012.¹²⁸

Auf dem Diagramm ist deutlich zu erkennen, dass das Militär im Jahr 2000 mit einer gravierenden Einbuße zu kämpfen hatte. Hatten sich bereits 1999 nur mehr 277 Personen für die Aufnahmetests angemeldet, so waren es im darauffolgenden Jahr sogar nochmals 49 weniger. Der Grund für diesen Rückgang war Alzin zufolge ein 1999 verabschiedetes Gesetz, das den Soldaten das Exklusivrecht auf die Karriere des Polizeiinspektors aberkannte und ihnen nur mehr eine Priorität gewährte. Um dieser Entwicklung entgegenzusteuern, habe das Militär 2001 beschlossen massiv in Werbung zu investieren. Aus dem Diagramm ist deutlich zu vernehmen, dass genau ab diesem Moment die Zahlen wieder zu steigen begannen. Die Bewerbungen nahmen kontinuierlich zu und übertrafen sogar zahlenmäßig die alten Werte aus der Zeit vor der Gesetzesänderung. Im Jahr 2004 erreichten die Kandidaturen einen vorläufigen Höhepunkt in der Geschichte des Militärs. Laut Alzin ist dies auf die bereits erwähnte Zulassungsberechtigung der Migranten zurückzuführen, die in jenem Jahr eingeführt wurde: „2003/2004 haben wir nochmal einen Peak. Damals haben wir die Armee für EU-Bürger geöffnet.“ Auch diese Erläuterung scheint durchaus plausibel. In den darauffolgenden Jahren konnte mit den anderen erwähnten Anreizen eine gewisse Stabilität gewährleistet werden. So variierten die Zahlen zwischen einem Tiefstwert von 622 Kandidaturen und einem Spitzenwert von 875 Personen. Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass das Anreizsystem sehr erfolgreich ist.

¹²⁸ Anmerkung: Hierbei handelt es sich um eine interne Statistik des luxemburgischen Verteidigungsministeriums, das der Verfasserin von Herrn Alzin Serge zur Verfügung gestellt wurde.

Kapitel III

Die Motivationsgründe der Soldaten

Nachdem die heutigen Rekrutierungsstrategien des Militärs und ihre Wirksamkeit dargestellt wurden, soll nun die Sicht der Soldaten in den Blick genommen werden. An Hand von Leitfadeninterviews soll skizziert werden, welche persönlichen Motive die Rekruten hatten, um dem luxemburgischen Militär beizutreten und inwiefern ihre Entscheidung durch die Rekrutierungsstrategien des Militärs tatsächlich beeinflusst wurde. Insgesamt sechs männliche Personen im Alter zwischen 22 und 27 Jahren haben sich dazu bereit erklärt, an der Befragung teilzunehmen. Sie wurden in den 1980er und 1990er Jahren geboren, als das soldatische Männlichkeitsideal nicht mehr zu den ausschließlichen Merkmalen des gesellschaftlichen Männlichkeitsbildes zählte und das militärische Männlichkeitsbild zu verblassen schien.

Zwei der sechs Befragten absolvieren aktuell den Freiwilligendienst. Zwei Interviewpartner haben den Freiwilligendienst bereits abgeschlossen und sind in der Berufswelt integriert. So arbeitet der eine als Polizist, während der andere in der Gemeindeverwaltung tätig ist. Ein weiterer Befragter hat den Freiwilligendienst ebenfalls abgeschlossen. Er ist allerdings zur Zeit arbeitssuchend. Die sechste Person geht einer militärischen Exklusivkarriere nach.¹²⁹

Auf eine Tonbandaufnahme musste verzichtet werden, da die Soldaten, trotz der schriftlichen Anonymitätsgarantie und der Verwendung von Pseudonymen, um ihre Anonymität fürchteten. Sie wollten auf keinen Fall mit dem abgelegten Eid in Konflikt geraten. Die Ergebnisse beruhen somit auf einer Mitschrift.

¹²⁹ Anmerkung: Zu den Exklusivkarrieren des Militärs gehören die Karriere des Offiziers, der Unteroffiziers, des Hauptgefreiten und des ‚gardien de l’armée‘.

1. Der militärisch sozialisierte Soldat

Im Laufe der Interviews hat sich herauskristallisiert, dass zwei Motive ausschlaggebend für einen Militärbeitritt sind. Bei dem ersten handelt es sich um die frühkindliche militärische Sozialisation.

Das bewusste Interesse am Militärischen kann sich sehr früh entwickeln. Insgesamt drei von sechs Befragten gaben an, dass die Militär-Thematik bereits im Kindesalter Begeisterung in ihnen geweckt habe. Grundlage für dieses frühkindliche Interesse ist keine angeborene Disposition, sondern die militärische Sozialisation. Unter Sozialisation wird die Anpassung eines Individuums an die Umwelt, in der es lebt, verstanden.¹³⁰ Die Soziologie unterscheidet zwei bis drei Phasen der Sozialisation. Die erste Phase wird von Autoren wie Peter L. Berger und Thomas Luckmann auch als Primäre Sozialisation bezeichnet. Primär übernimmt und reproduziert das Kind kulturelle Werte, Regeln, Meinungen und Maßstäbe von Familienangehörigen. Diese Denk- und Handlungsweisen können methodisch anerzogen, aber auch unbewusst vermittelt werden. So ist es durchaus möglich, dass ein Familienmitglied, das früher in der Armee gedient hat, militärische Handlungs- und Denkweisen, wie beispielsweise die militärische Disziplin, die Begeisterung für alles Militärische oder die Konstruktion von Feindbildern, verinnerlicht hat und diese an das Kind unbewusst weitergibt. Dies könnte beispielsweise auf den Interviewten Chris Bettmer (*1991) zutreffen. Er wurde nicht konkret von Familienmitgliedern dazu ermutigt, Soldat zu werden. Die Tatsache, dass einige seiner Angehörigen allerdings im Zweiten Weltkrieg als Soldaten gekämpft hatten, beeindruckte ihn. So begründet er sein Interesse am Militärischen im Interview folgendermaßen: „Viele aus meiner Familie haben während des Zweiten Weltkrieges ihrem Land gedient.“ Auch Alex Goncalo (*1993) bekam nicht von seiner Familie den Vorschlag gemacht, zum Militär zu gehen. Sein Vater, der seine Wehrpflicht im portugiesischen Heer absolviert hatte, hat nicht die Forderung an ihn gestellt, in seine Fußstapfen und sogar noch darüber hinaus zu treten. Nichtsdestotrotz hat Alex Goncalo sich von der Militär-Begeisterung seines Vaters mitreißen gelassen. Sein Vater hatte nach dem Wehrdienst eine militärische Berufskarriere angestrebt. Allerdings sollte ihm

¹³⁰ Vgl. Konecny; Leitner 2000, S. 266.

dieser Wunsch versagt bleiben. Alex Goncalo machte den Jugendtraum seines Vaters zu seinem eigenen Wunsch. Im Interview erklärt er:

„Ich wollte den Weg meines Vaters weitergehen. Als mein Vater jung war und in Portugal lebte, ging er zur Armee, weil es dort die Wehrpflicht gab. Nach den Pflichtjahren hätte er gerne eine Karriere beim Militär eingeschlagen. Seine schulische Ausbildung reichte dafür allerdings nicht aus.“

Auch wenn Schemata, die im Elternhaus erworben werden, meist tiefer verinnerlicht werden, so können Kinder auch außerhalb der Familie militärisch sozialisiert werden. Hierbei handelt es sich um die zweite Phase der Sozialisation. Die Soziologie spricht in diesem Zusammenhang von einer Sekundären Sozialisation. Besonders interessant ist die Tatsache, dass sich in den Interviews gezeigt hat, dass die sekundäre militärische Sozialisation den Kindern viel weniger bewusst ist, als die primäre militärische Sozialisation. Tim Stefanetti (*1992), dessen Familienmitglieder nicht in der Armee gedient haben, kann keinen genauen Auslöser für sein militärisches Interesse benennen: „Ich weiß es nicht. Vielleicht Uniform anziehen, Respekt, Disziplin, Stolz und Ehre, mehr Seriosität. Man lernt auch Sachen, von denen man nie gedacht hätte, dass man dazu fähig sei.“

Sowohl Alex Goncalo als auch Chris Bettmer haben erst im Interview beim genaueren Nachfragen realisiert, dass nicht nur die Familie ihr Interesse am Militär geweckt hat. Bei Alex Goncalo haben sehr viele Einflüsse eine Rolle gespielt. So erklärt er, dass Kriegsfilme, Militärparaden, der militärische Wachdienst vor dem luxemburgischen Palast und die Besichtigung der Kaserne mit der Schule ihn positiv beeinflusst hätten. Außerdem habe er eine Affinität zu Kriegsfilmen, -fernsehserien, -dokumentationen und -berichten entwickelt, so dass die Medien die positive Einstellung zum Militär unterstützten. Er wurde zusätzlich vom Bruder seines Schwagers dazu ermutigt, dem Militär beizutreten. Die Infostände in der Schule haben schlussendlich dazu beigetragen, dass sein militärisches Interesse sich in Enthusiasmus steigerte und er die Gewissheit bekam, dass die Armee der ‚richtige‘ Weg für ihn sei. Im Interview erklärt er: „In der Schule war ein Infostand. Danach war ich wirklich überzeugt.“

Chris Bettmer hat sich wie Alex Goncalo auch von den Medien und auch von Bekannten beeindruckt lassen. Über seine Freunde sagt er: „Viele Freunde

haben mir versichert, ich würde wie ein Soldat denken. Ich wäre beispielsweise genau so strikt. Außerdem hätte ich die Statur eines Soldaten.“ Seine Freunde gaben ihm das Gefühl, dass er aufgrund seines Körperbaus etwas Besonderes sei. Das Gefühl aus der Masse hervorzustechen, muss ihm viel bedeutet haben. So konnten die Rekruten-Anwerber am Infostand ihn auch für sich gewinnen, als sie ihn ebenfalls auf seinen ‚soldatischen Körperbau‘ aufmerksam machten.

Heute betrachtet Chris Bettmer die Werbestrategien des Militärs aus einem sehr kritischen Augenwinkel. Er ist der Ansicht, dass die Gefahren, die mit einer Mission verbunden sind, und die Thematik des Krieges von den Rekrutenwerbern systematisch ausgeklammert werden. Der kritische Unterton wird bei folgender Aussage besonders deutlich:

„Ich war mit meiner Mutter im Supermarkt einkaufen und wurde dann von ihnen angesprochen. Sie haben mir erzählt, wie cool das Militär wäre und dass man viel Sport machen könnte. Den Gedanken vom Krieg haben sie nicht erwähnt. Ich war damals 17 Jahre alt. Ich wusste das nicht. Ich war dumm. Sie haben mich überzeugt. Sie sagten, eine Uniform würde mir gut stehen. Ich hätte genau die richtige Statur und wäre ein guter Repräsentant. Sie haben mir Honig ums Maul geschmiert.“

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass Chris Bettmer an einer Mission der ‚International Security Assistance Force‘ (ISAF) in Afghanistan teilgenommen hat. Die Einsätze der ISAF wurden in der Vergangenheit oft verharmlost, indem Definitionen wie die folgende verbreitet wurden:

„Die internationale Friedenstruppe hat den Auftrag, die afghanische Regierung bei der Wahrung der Menschenrechte, der Herstellung und Wahrung der inneren Sicherheit, der Auslieferung von Hilfsgütern und der geregelten Rückkehr von Flüchtlingen zu unterstützen. Sie soll vor allem sicherstellen, dass sowohl die afghanischen Staatsorgane als auch die Vereinten Nationen in einem sicheren Umfeld arbeiten können.“¹³¹

Begriffe wie ‚Friedenstruppe‘ vermitteln den Eindruck, als handle es sich um eine gewaltlose humanitäre Hilfestellung. Tatsächlich herrscht bis heute in Afghanistan Krieg. Die ISAF-Soldaten, egal ob sie zu der kleinen luxemburgischen Armee oder zu der U.S. Army gehören, begeben sich bei dieser

¹³¹ Lehmann, Robert: Überblick: ISAF – International Security Assistance Force. 04.08.2014. Verfügbar unter: [http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde!/ut/p/c4/04_SB8K8xLLM9MSSzPy8xBz9CP3I5EyrpHK9pPKUUVL3UzLzixNSSqIS93MziYqCK1Dy9zOLENL3S1KTUoqSczOTseBBfvyDbUREAzg1F5g!!/] (letzter Stand: 15.10.2014)

‚Operation‘ in große Gefahr. Dies geht auch aus einem Artikel hervor, der 2012 in einer luxemburgischen Tageszeitung veröffentlicht wurde:

„Ab September sollen die luxemburgischen Soldaten den Flughafen von Kandahar absichern. Kandahar gilt als Hochburg der Taliban und war mehrmals Tatort von Anschlägen. [...] Die Soldaten werden zusammen mit anderen Militärs zum Schutz des inneren Bereiches eingesetzt, die Sicherheit der Flugzeuge bei Start und Landungen gewährleisten müssen. Dabei ist der Flughafen regelmäßigen Raketenangriffen ausgesetzt, heißt es. Insbesondere wenn hochrangige Offiziere und Politiker den Stützpunkt besuchen, sei die Gefahr groß.“¹³²

Im Gegensatz zu solchen öffentlichen Darstellungen spricht Chris Bettmer die Todesangst und die brutale Realität des Krieges an, mit der er als ISAF-Soldat konfrontiert war. Chris Bettmer berichtet im Interview, dass er in Afghanistan Geschossen ausgesetzt gewesen wäre und Angst um sein Leben gehabt hätte.

„Die Kugeln sind an meinem Kopf vorbeigerauscht. Das ist kein schönes Gefühl, wenn man dem Tod ins Auge schaut. Das werde ich nie vergessen. Ich habe bis heute Panikattacken. Zu Hause hat mich einmal meine Freundin geweckt. Ich bin auf sie losgegangen, weil ich noch im Halbschlaf war und dachte, sie wäre ein Feind. In Afghanistan kann man niemandem trauen. Sogar wenn ein Kind zu mir kam, hatte ich Angst, es könnte nur ein Ablenkungsmanöver für einen Angriff sein. Ich war aber schon ab dem Moment, wo sie mir die Kordel umgehängt haben¹³³, ein anderer Mensch.“

Die Kriegserfahrung und die Todesnähe haben Chris Bettmer traumatisiert. Die beschriebenen Panikattacken, die Aggressivität und die Persönlichkeitsveränderung deuten auf eine Kriegsneurose hin, die von Psychologen als posttraumatische Belastungsstörung professionell behandelt wird.¹³⁴

Diese posttraumatische Belastungsstörung würde auch die radikale Sichtweise und den ordinären Sprachgebrauch in der folgenden Aussage erklären, die Chris Bettmer zu seiner militärischen Interessenentwicklung gemacht hat: „Ich habe mir Berichte über Afghanistan-Einsätze angesehen. Ein Freund aus Deutschland ist im Afghanistan-Krieg gefallen. Ich wollte denen den Arsch aufreißen.“

Chris Bettmers Wunsch „denen den Arsch aufzureißen“ steht auf den ersten Blick stark im Widerspruch zu dem von ihm zuvor vermittelten Bild des unwissenden

¹³² Tageblatt: Luxemburger Soldaten gefährdet? 09.03.2012. Verfügbar unter: [<http://www.tageblatt.lu/nachrichten/luxemburg/story/31265167>] (letzter Stand: 14.10.2014)

¹³³ Anmerkung: Mit dem Akt des Kordel-Umhängens verweist er auf den Abschluss der Basisausbildung und die Aufnahme als regulärer Soldat.

¹³⁴ Vgl. Fischer; Riedesser 2009.

und unschuldigen Kindes, das von den Rekruten-Werbern beim Infostand nicht über einen Kriegseinsatz aufgeklärt wurde. Er gibt einerseits vor, Lust auf Krieg gehabt zu haben, bevor er rekrutiert wurde, während er sich andererseits als Opfer des Militärs darstellt. Erklären lässt sich dieses Paradox mit folgendem Zitat: „Außerdem bin ich ein Scheidungskind. Ich bin nur bei Frauen aufgewachsen. Ich wollte in eine Männergruppe.“

Offensichtlich hat er in der Soldaten-Gemeinschaft nach einem männlichen Halt und einem Vaterersatz gesucht. Er fühlt sich jetzt allerdings von dieser Gemeinschaft verraten, weil sie ihn nicht genügend vor dem gewarnt und geschützt hat, was ihn in Afghanistan erwarten sollte. Er ahnte nicht, was diese Mission mit ihm machen würde. Schließlich ist er heute ein arbeitssuchender, traumatisierter junger Mann. Vermutlich hatte er aufgrund der Medien und anderer Instrumente der militärischen Sozialisation ein wirklichkeitsverzerrtes Bild des Krieges und des Soldaten-Helden vermittelt bekommen. Er hatte die Idee verinnerlicht, sein Land mit seinem ‚soldatischen Körper‘ vor Feinden verteidigen zu können und zu müssen. So erklärt er sein Motiv für den Entschluss, Soldat zu werden, folgendermaßen: „Ich bin ein Patriot. Ich würde mein Leben in jedem Moment fürs Land opfern. Das soll aber auf keinen Fall heißen, dass ich Rassist wäre. Dieses Land hat mir die Freiheit gegeben und ich konnte hier zur Schule gehen.“

Auffällig ist, dass nicht nur Chris Bettmer diese patriotische Gesinnung hatte, bevor er eingezogen wurde. Tim Stefanetti vertrat den gleichen Patriotismus: „Ich habe den Soldatenberuf unter anderem auch gewählt, weil ich das Land verteidigen will. Ich würde sogar auf jemanden schießen, wenn es sein müsste. Sehr wichtig waren mir auch die Friedensmissionen.“ Er gab ohne Skrupel zu, dass er ‚im Namen des Friedens‘ dazu bereit wäre, Menschleben auszulöschen. Alex Goncalo formuliert das patriotische Motiv für Krieg etwas verhaltener. Nichtsdestotrotz wollte auch er seine Heimat zu verteidigen und erklärt seinen Beitritt zur Armee wie folgt:

„Ich habe es einerseits für mich gemacht, weil ich meine Eltern stolz machen wollte und den Weg meines Vaters weiter gehen wollte. Andererseits wollte ich das Land verteidigen. Allerdings – was würde so ein kleines Land wie Luxemburg in einem Krieg machen?“

Die militärische Sozialisation hat Chris Bettmer, Tim Stefanetti und Alex Goncalo so stark beeinflusst, dass im Jugendalter für sie kein Weg mehr am Militär vorbeiführte. Sie waren regelrecht versessen darauf, ihren anerzogenen militärischen Geist endlich unter Beweis stellen zu können. Die vom Militär angebotenen Gegenleistungen, wie die gute Bezahlung, die versprochenen Jobchancen usw. waren somit nur ‚das Sahnehäubchen‘. Sie waren eine positive Zusatzleistung, die aber keinen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidung, Soldat zu werden, hatten.

2. Der sozial gescheiterte Soldat

Der Weg, der Kevin Weber (*1987), Jasper Uhlmann (*1989) und Paul Heymans (*1987) zum Militär führte, war ein gänzlich anderer. Kevin Weber und Jasper Uhlmann sind aufgrund der Omnipräsenz des Militärs im öffentlichen Raum zwar durchaus als Kinder ab und zu mit der Militär-Thematik in Kontakt gekommen. Diese militärischen Anreize wurden in der Kindheit allerdings zu keinem Zeitpunkt so stark rezipiert, als dass von einer militärischen Sozialisation im Kindesalter gesprochen werden könnte. Das Militär hat für beide lange Zeit eine äußerst marginale Rolle gespielt. Erst im Jugendalter wurde ihr Interesse langsam geweckt.

Kevin Weber gab im Interview an, dass ihn das Militär nie gereizt hätte. Erst als er sich im Alter von 15 Jahren Fotos anschaute, die seinen Vater beim italienischen Heer zeigten und Freunde ihn ermutigten, die militärische Ausbildung zu machen, konnte er sich zunehmend für diese Institution begeistern. Kriegsdokumentationen und -filme sowie Militärparaden, weckten ab diesem Zeitpunkt manchmal sein Interesse.

Das militärische Interesse von Jasper Uhlmann entwickelte sich ebenfalls erst in der Pubertät. Als er mit 15 Jahren beschloss, Polizist zu werden, begann er sich mit bewaffneten staatlichen Exekutivorganen auseinanderzusetzen. Er wollte mehr über dieses Berufsfeld erfahren und schaute sich deshalb Dokumentationen und Nachrichten mit militärischem Inhalt an. Laut eigener Aussage gefiel ihm daran vor allem, dass „das Gezeigte wirklich passiert ist.“ Wie Kevin Weber schaute er sich auch gerne die Militärparaden an. Ein prägendes Erlebnis in dieser

Phase seines Lebens war ein Gespräch mit Rekruten-Werbern des Militärs. Diese hatten taktisch klug einen Infostand bei einem Feuerwehr-Wettbewerb aufgestellt. Schließlich sind Feuerwehrmänner aufgrund der militärischen Tradition der Feuerwehr oft empfänglicher für die Werbemaßnahmen des Militärs.¹³⁵ Jasper Uhlmann, der an diesem Feuerwehr-Wettbewerb teilnahm, erinnert sich an die Strategie der Rekruten-Werber:

„Da war jemand, der das Ganze schön geredet hat. Er hat mich total überzeugt. Es hat sich alles so spannend und voller Action angehört. Ich hatte überhaupt nicht vorgehabt mich zu informieren. Ich wollte mir eigentlich nur ein Auto anschauen, das neben dem Infostand stand.“

Die Rekruten-Werber hatten ihn mit dem Auto in ein Gespräch verwickelt und ihn von der Militärausbildung überzeugt.

Ähnlich überzeugend hatte auch der Schulausflug in die Kaserne auf ihn gewirkt. Dort wurde ihm ein männliches Abenteuer versprochen. Den Ausflug schildert er folgendermaßen: „Ich war damals sehr beeindruckt. Es gab verschiedene Stände, an denen man Sachen ausprobieren konnte. Das war sehr actionreich. Action ist immer gut und es entspricht auch nachher der Realität.“ Das Militär vermittelte ihm das Gefühl, dass eine militärische Ausbildung eine wichtige Erfahrung im Leben eines Jungen sei; vor allem wenn er Polizist werden wolle.

Am Beispiel von Kevin Weber und Jasper Uhlmann lässt sich feststellen, dass militärisch Anreize durchaus auch noch eine Wirkung erzielen können, wenn sie erst im Jugendalter wahrgenommen werden. Ursächlich hierfür ist vor allem die Pubertät. Die Pubertät ist eine Phase des Übergangs zum Erwachsenen, in der politische Einflüsse die Identifikationsfindung stark beeinflussen.

Da allerdings keine militärische Sozialisation in der Kindheit stattgefunden hatte, ist ihre Wirkung nicht tiefgreifend. Das Militär entwickelt sich zu einem ansprechenden Gebiet, wandelt sich allerdings nicht in eine blinde Ideologie beziehungsweise in Patriotismus um. Sie konnten sich nur bedingt mit dem Militär identifizieren. So betont Jasper Uhlmann, dass er sich nicht für eine Militärausbildung entschieden habe, weil er sein Land um alles in der Welt verteidigen wollte. Sein Leben für das Heimatland zu opfern, kam für ihn nicht in Frage. Kevin Weber vertritt die gleiche Ansicht: „Ich bin aber nicht zum Militär

¹³⁵ Vgl. Herden 2005, S. 243.

gegangen, weil ich mein Land unbedingt verteidigen wollte und mich für es opfern wollte.“

Ausschlaggebend für ihre Entscheidung, Soldat zu werden, war ein ganz anderer Aspekt. Interessanterweise war dieser Aspekt bei Kevin Weber, Jasper Uhlmann und Paul Heymans der gleiche. Besonders gut lässt er sich am Beispiel von Paul Heymans nachvollziehen.

Paul Heymans verabscheute bis ins junge Erwachsenenalter den Krieg und war ein Gegner der US-amerikanischen Kriege unter George W. Bush jun. Dass er selbst einmal Soldat werden würde, hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Tatsächlich sollte er im Alter von 21 Jahren seinem pazifistischen Denken innerhalb nur eines Abends den Rücken kehren. Seinen Sinneswandel erklärt er folgendermaßen:

„Ich war zu einer Grillparty eingeladen. Ein Freund hat mir dann von seinen Erfahrungen, die er beim Militär gemacht hat, erzählt. [...] Mein Kumpel hatte mir Fotos von seiner Auslandsmission gezeigt und mich damit überzeugt. Das hat ausgesehen wie Urlaub. Ich wollte auch die Chance haben zu reisen. Er hatte mir auch von den zahlreichen Jobchancen berichtet. [...] Ich war damals auch beruflich sehr unzufrieden. Wir waren mehrere, die die Kündigung gleichzeitig im Betrieb eingereicht hatten. Davor hatte ich auch schon berufliche Probleme gehabt. Mein Lehrmeister hatte mir nicht den versprochenen Arbeitsplatz gegeben. Daraufhin hatte das Arbeitsamt versucht mich unterzubringen. Ich arbeitete sogar eine Zeit lang auf dem Arbeitsamt, bis man mir dann den Job bei dem Unternehmen vermittelte, wo ich dann eben so unzufrieden war.“

Paul Heymans befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Sein berufliches Leben war seit dem Verlassen der Schule von Rückschlägen gekennzeichnet gewesen. Die Kündigung hatte dazu geführt, dass er in seiner Jugend bereits vor dem Nichts stand. Er hatte keine berufliche Perspektive. Das Gefühl sozial gescheitert zu sein, führte dazu, dass er sich noch im gleichen Jahr zum freiwilligen Wehrdienst meldete und seine pazifistische Einstellung gegen die Waffe eintauschte. Das Militär bot ihm die Chance, den beruflichen Teufelskreis zu verlassen und ein neuer, ‚besserer‘ Mensch zu werden. So wies er, bei der Frage, warum er zum Militär gegangen war, auf die ‚lobenswerte‘ Disziplin seines Freundes hin: „Außerdem wird man durch das Militär seriös. Mein Freund hatte sich verändert“.

Er bekam vom Militär sogar die Möglichkeit sämtliche bisherigen Fehlschläge rückgängig zu machen und quasi neu anzufangen. Weder sein niedrigerer Schulabschluss, noch seine beruflichen Entscheidungen, die er bis dato getroffen

hatte, sollten ihm nachhängen. Außerdem hatte er jetzt die Chance sozial anerkannt zu werden. So zeigten sich Bekannte, die gerade ihren freiwilligen Dienst absolvierten, erfreut, als sie von seiner Entscheidung hörten. Paul Heymans erinnert sich im Interview gerne an diesen Moment: „Damals haben mich sogar Freunde aus dem Kosovo angerufen, als sie gehört haben, dass ich auch zum Militär komme.“

Paul Heymans' Entwicklung verdeutlicht, dass die militärischen Anreize, die auf eine Identifikation mit dem Militär zielen, bei ihm nicht gewirkt haben. Er hatte noch bis unmittelbar vor seinem Armeeeintritt überhaupt kein Interesse am Militär. Auch Patriotismus war ihm als fremd. So antwortete er auf die Frage, ob er zum Militär gegangen wäre, um sein Land zu beschützen: „Nein auf gar keinen Fall, um mein Land zu verteidigen oder mich zu opfern.“ Es bedurfte einer Negativ-Erfahrung beziehungsweise eines sozialen Scheiterns, damit die Sonderleistungen des Militärs, diese Institution für ihn attraktiv machten.

Auch Jasper Uhlmann und Kevin Weber fassten den Entschluss, zum Militär zu gehen, erst endgültig, als sie sozial scheiterten und die Leistungen des Militärs ihnen die verschlossen geglaubten Türen wieder öffneten. Der Wendepunkt bei Kevin Weber war sein Desinteresse an der Schule. Er war nicht einer dieser Schüler, der Gefallen daran hatte, ruhig auf seinem Stuhl sitzen zu bleiben und den Lehrern zuzuhören. Er wollte Action und Abwechslung. So erzählt er: „Ich hatte keine Lust mehr zur Schule zu gehen und man hat mir erzählt, dass man mit dem Militär ziemlich gute Jobchancen hat. Anfangs wollte ich auch Unteroffizier werden.“ Das Militär bot ihm die Möglichkeit dem Schulalltag zu entfliehen und ohne seine Schulausbildung zu beenden, einen ‚ehrbaren‘ Arbeitsplatz zu bekommen.

Jasper Uhlmanns Entschluss, Soldat zu werden, war schnell gefasst, als er mit 18 Jahren erfuhr, dass seine Schulausbildung nicht ausreichen würde, um in der Polizeischule aufgenommen zu werden. Die einzige Möglichkeit seinem Traumjob dennoch nachzugehen, war der Weg übers Militär.

Der Militärbeitritt war bei diesen drei Männern Mittel zum Zweck. Sie wollten in den Genuss der angebotenen Gegenleistungen kommen. Dies scheint sich auch im

Laufe der Ausbildung nicht verändert zu haben. So erklärt Paul Heymans seine Einstellung zu Kriegsfilmen:

„Ich würde beispielsweise nie mein Leben riskieren. Wenn die Realität noch immer die gleiche wäre, wie sie in den Filmen dargestellt wird, dann wäre ich nicht beim Militär. Und wenn doch ein Krieg ausbrechen würde, bei dem mein Leben in Gefahr wäre, würde ich mir beim Psychologen eine Bescheinigung holen, dass ich psychisch labil und nicht dazu in der Lage wäre, unter solchen Bedingungen dem Land zu dienen.“

Paul Heymans hat sich trotz Disziplinierung nicht zu der vom Militär erwünschten ‚Körpermaschine‘ entwickelt. Er ist nicht zum dressierten Soldaten geworden. Obwohl er die Armee nach Beenden des Freiwilligendienstes nicht verlassen hat, und mittlerweile sogar einer der militärischen Exklusivkarrieren¹³⁶ nachgeht, geht es ihm nicht darum, sein Leben für sein Land zu opfern. Er ist sich auch nicht bewusst, wie gefährlich sein Job ist. Er hatte bislang das Glück, nicht an einem Krieg teilnehmen zu müssen und ihm blieb eine ISAF-Erfahrung erspart.

Hervorzuheben ist, dass sowohl Paul Heymans, als auch Kevin Weber und Jasper Uhlmann maximal drei Gegenleistungen aufgezählt haben, die maßgeblich für ihren Militärbeitritt waren. Bei genauerem Nachfragen, fielen ihnen allerdings weitere Gegenleistungen ein, die sie motiviert hatten. So hatten das Gehalt und die Prämien beispielsweise eine große Anziehungskraft. Kevin Weber berichtet: „Der Aspekt, dass ich im Gegensatz zu Schülern ein Gehalt bekommen würde, hat mich bestärkt.“ Jasper Uhlmann erklärt: „Ich habe davor eine Lehre gemacht und nur 600 Euro verdient. Von dem her haben das Gehalt, das man während der militärischen Ausbildung bekommt, die Prämien und das Geld für die Auslandsmissionen, mich motiviert.“ Wie bei Paul Heymans, war Kevin Weber und Jasper Uhlmann auch die Disziplinierung wichtig. Jasper Uhlmann formuliert dieses Motiv folgendermaßen: „Ich habe bei Freunden gesehen, wie sie einen falschen Weg eingeschlagen haben, den ich nicht einschlagen wollte. Ich glaube aber, dass ich auch ohne die Armee diszipliniert geworden wäre.“ Die actionreiche Ausbildung, die Möglichkeit militärisches Material zu bedienen, die Uniformen usw. haben die drei ebenfalls dazu bewegt, den freiwilligen Wehrdienst anzutreten.

¹³⁶ Der genaue Beruf von Paul Uhlmann bleibt aus Anonymitätsgründen unerwähnt.

3. Das Paradox des gesteuerten freiwilligen Soldaten

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass zwischen den militärisch sozialisierten Soldaten und dem sozial gescheiterten Soldaten unterschieden werden kann. Beide Typen haben sehr unterschiedliche Gründe, weshalb sie sich für den Freiwilligendienst entscheiden. Erstere identifizieren sich stark mit dem Militär, während letztere das Militär als Ausweg aus ihrer prekären Lage betrachten. Gemeinsam ist beiden, dass sie in ihrer Entscheidung von äußeren Impulsen beeinflusst werden, die zum größten Teil vom Militär ausgehen. Das Militär geht mit diesen Impulsen beziehungsweise Rekrutierungsstrategien, derart subtil und verdeckt um, dass sie weder vom militärisch sozialisierten Soldaten, noch vom sozial gescheiterten Soldaten bewusst wahrgenommen werden. Kaum einer macht sich Gedanken darüber, ob Identifikations-Anreize, wie Kriegsfilme, oder Gegenleistungen, wie der hohe Lohn, ihn ermutigt haben könnten, den Freiwilligendienst anzutreten. Die Anreize werden erst als solche erkannt, wenn sie konkret angesprochen werden. Interessanterweise ändert diese Bewusstwerdung der äußeren Einflüsse allerdings nichts an der Meinung der Soldaten, dass sie freiwillig zum Militär gegangen seien. So sagt Paul Heymans, er wäre vollkommen freiwillig zum Militär gegangen, obwohl ihn insgesamt sieben von zwölf Gegenleistungen nach eigenen Angaben bestärkt hatten, seinen Pazifismus aufzugeben. Alex Goncalo und Kevin Weber teilen auch die Einschätzung, dass viele Anreize sie beeinflusst haben. Sie fühlen sich aber ebenfalls nicht manipuliert. Tim Stefanetti sagt in einem Atemzug, dass er freiwillig zum Militär gegangen sei und, dass ihm aufgefallen sei, dass „man an den Infoständen angelockt wird“. Chris Bettmers Aussage lautet ähnlich: „Ich bin freiwillig zur Armee gegangen. Der Eid war etwas Heiliges für mich. Ich werde diesem Eid auch immer treu bleiben. Mittlerweile weiß ich aber, dass man nur Kanonenfutter ist. Es wird einem gesagt, was man zu fühlen und zu denken hat. Sie reden es so schön, dass man hingeht.“ Jasper Uhlmann war etwas unsicher bei seiner Antwort, weil er einerseits meinte, dass der Rekruten-Werber am Infostand ihn manipuliert hätte. Andererseits hielt er aber auch an dem Gedanken fest, freiwillig zum Militär gegangen zu sein, weil er diese Idee schon vor dieser Begegnung hatte. Dass er ursprünglich Polizist werden wollte und nur zur Armee gegangen ist, weil ihm dieser Beruf sonst versagt geblieben wäre und die

Gegenleistungen des Militärs ihn angelockt haben, blendete er bei dieser Antwort vollkommen aus.

Das Beharren der Interviewten auf dem Glauben, dass der Wunsch, Soldat zu werden, von ihnen ausgegangen ist, selbst wenn die Manipulation durch das Militär aufgedeckt wird, stellt einen deutlichen Widerspruch dar. Dieser ist allerdings nicht unlösbar. Ein Rückgriff auf den Anfang dieser Arbeit beziehungsweise auf die historischen Ausarbeitungen zu den Rekrutierungsstrategien und auf Michel Foucault, macht den Widerspruch erklärbar.

Das Paradoxon ist auf eine Rationalisierung von Machtausübung zurückzuführen. Die Recherchen haben gezeigt, dass Rekrutierungen Anfang des 18. Jahrhunderts unter der Anwendung von roher Gewalt stattfanden. Diese Gewaltanwendungen waren Ausdruck von einer Machtform, die Michel Foucault in Anlehnung an sein Gouvernementalitätskonzept als ‚Souveränität‘ bezeichnet. Es herrschte die Vorstellung, dass das Verhältnis des Souveräns zu der Bevölkerung die Verlängerung des göttlichen Kontinuums auf Erden ist. Von Gott bestellt, musste er sich nicht für sein Handeln und damit auch nicht für die Anwendung von brutaler Gewalt rechtfertigen. Foucault schreibt zu der Grausamkeit des Souveräns folgendes: „Am Körper des Übeltäters sollte allen die entfesselte Gegenwart des Souveräns spürbar gemacht werden. Nicht die Gerechtigkeit, sondern die Macht wurde durch die Marter wiederhergestellt.“¹³⁷

Ende des 18. Jahrhunderts war die Registrierung der gesamten männlichen Bevölkerung ein wichtiges Instrument der Rekrutierung. Diese Strategie hatte nichts mehr mit der Logik der Souveränität zu tun. An die Stelle der Souveränität war das System einer Macht getreten, das nicht mehr theologisch oder durch den Souverän legitimiert wurde, sondern Gesetzmäßigkeiten folgte, die sich netzwerkähnlich auf sämtliche Bereiche der Gesellschaft verteilten. Die Finalität dieser Machtform war die Stabilität des Staates durch die Nutzbarmachung der Ressourcen. Diese Nutzbarmachung erforderte eine statistische Erhebung der Ressourcen und somit auch der einzuziehenden Männer. Foucault spricht in diesem Zusammenhang auch von ‚Staatsraison‘ und bezieht sich damit auf

¹³⁷ Foucault 1994, S. 65.

Giovanni Botero, einen italienischen politischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, der folgendes schrieb: „[Die] Staatsraison‘ ist die Kenntnis der geeigneten Mittel, eine solche Herrschaft zu begründen, zu erhalten und zu vergrößern.“¹³⁸

Die Einführung des Drills im Militär Ende des 18. Jahrhunderts ist eine Analogie zu dem, was Foucault ‚Polizei‘ nennt. Die ‚Polizei‘ ist nicht mit dem zu verwechseln, was heute unter ‚Polizei‘ verstanden wird. Es handelt sich vielmehr um eine Weiterentwicklung der Staatsraison. Die Staatsraison war an ihre Grenzen gestoßen, weil die Bürger sich nicht ökonomisch verhielten. Sie agierten nicht im Interesse der staatlichen Stabilität. Um dieser Entwicklung entgegen zu steuern, musste die Bevölkerung auch als politische Größe gedacht werden. Die Menschen mussten diszipliniert werden. Diese Disziplinierung fand zunächst auf körperlicher Ebene statt. Ohne die Körper mit roher Gewalt zu quälen oder zu brandmarken, wurden ihre Tätigkeiten bis ins kleinste Detail kontrolliert. Sie wurden überwacht, dressiert und korrigiert. Foucault erklärt:

„Was einen Polizeistaat charakterisiert, besteht darin, daß er sich dafür interessiert, was die Menschen tun, ihre Tätigkeit, ihre ‚Beschäftigung‘. Das Ziel der Polizei ist also die Kontrolle und die Übernahme der Verantwortung für die Tätigkeit der Menschen, insofern diese Tätigkeit ein ausschlaggebendes Element in der Entwicklung der Kräfte des Staates darstellt.“¹³⁹

Gesetze, die das gesamte gesellschaftliche Zusammenleben regelten, sorgten anschließend für Richtlinien, an die sich der normierte Körper zu halten hatte. Die 1808 erlassene Wehrpflicht war eine dieser Richtlinien.

Mit der Wehrpflicht ging gleichzeitig die militärische Erziehung einher. Sie entspricht ebenfalls der Logik der Polizei. Allerdings deutet sie auf eine bedeutsame Verschiebung hin. Die Disziplin wurde vom Körper auf die Seele verschoben, so dass ein Verinnerlichungsprozess eingeleitet werden konnte. Die zuvor von außen an den Körper herangetragenen Normen, wurden Bestandteil der Bürger, so dass sie sich fortan selbst zu Gunsten des Staates regulierten.¹⁴⁰

Je weiter sich das Militär von den gewalttätigen Zwangsrekrutierungen entfernte, desto größer wurde die Resonanz für den Fahndienst und das Militär im

¹³⁸ Botero, Giovanni zit. n. Foucault 2004, S. 345.

¹³⁹ Foucault 2004, S. 464.

¹⁴⁰ Vgl. Foucault 2004, S. 236 f.

Allgemeinen. Als das Militär sich komplett von seinen Repressionstechniken abwendete, gipfelte die Akzeptanz der Gesellschaft schlussendlich im freiwilligen Militärdienst. Würde man die Wechselwirkung von Repressionstechniken und Akzeptanz statistisch darstellen, so könnte eine sogenannte negative Korrelation festgestellt werden, die lediglich nach dem Zweiten Weltkrieg einen Einbruch zeigt.

Das Verschwinden der Repressionstechniken wurde und wird bis heute von der Bevölkerung als ein Verschwinden von Macht interpretiert. Die Individuen merken nicht, dass sie nach wie vor von Machtmechanismen gelenkt werden, weil die theatrale Zurschaustellung von Macht der Vergangenheit angehört. Machtausübung ist höchst diskret geworden. Genau dadurch lässt sich das festgestellte Paradoxon erklären.

Zu sagen, dass das Freiheitsgefühl ein Trugschluss der Menschheit sei; zu sagen, dass die selbstbestimmenden Momente in Wirklichkeit inexistent sind, wäre aber absurd. Diese Feststellung würde den Menschen nämlich zu einem Opfer äußerer Einflüsse machen. Sie würde den Menschen zu einem handlungsunfähigen leeren Körper machen, der weder Widerstand leisten, noch Veränderungen vornehmen kann.

Dieses Dilemma kann durch einen präziseren Sprachgebrauch gelöst werden. Freiheit wird im Allgemeinen als das Gegenteil von Repression gehandelt. Der Begriff ‚Repression‘ wiederum wird, wie gerade festgestellt, im Alltagsvokabular synonym mit dem Begriff ‚Macht‘ verwendet. Die logische Konsequenz ist, dass Menschen davon ausgehen, dass sich das Begriffspaar ‚Freiheit‘ und ‚Macht‘ genauso wie das Begriffspaar ‚Freiheit‘ und ‚Repression‘ ausschließt. ‚Macht‘ umfasst jedoch ein größeres Spektrum als den Imperativ des Gehorsams beziehungsweise die Repression. Erweitert man die Sichtweise auf die anderen Dimensionen der ‚Macht‘, so sind ‚Freiheit‘ und ‚Machtmechanismen‘ nicht länger einander äußerlich, sondern sogar konstitutiv aufeinander bezogen. Anders formuliert, kann also auch gesagt werden, dass es Sinn macht, nach angewandten Machtmechanismen zu suchen, auch wenn das Subjekt frei ist. Machtmechanismen machen das Subjekt nicht ‚unfrei‘.

Resümee

Diese Arbeit hat gezeigt, dass die Einführung des Freiwilligendienstes keinesfalls mit dem Verschwinden von Rekrutierungsstrategien des Militärs zur Werbung von jungen Männern für eine soldatische Ausbildung einhergeht. Das Militär verfügt trotz abgeschaffter Wehrpflicht über unzählige Instrumente, Soldaten für sich zu gewinnen und den Rekrutenbedarf weiterhin abzudecken. Die vom Militär beeinflusste Medienlandschaft, die Imagepolitik des Militärs, öffentlichkeitswirksame Veranstaltungen, wie Paraden und Gedenkfeiern, sowie lukrative Angebote für Soldaten sind nur einige Beispiele für die vorgestellten Anwerbetaktiken.

Einer besonderen Hervorhebung bedarf es in Bezug auf die Medien und die Werbeveranstaltungen des Militärs. Hier konnte eine organisierte Theatralisierung festgestellt werden, die von der zivilen Bevölkerung nicht kognitiv wahrgenommen werden kann, weil sie keinen Zugang zur Realität des Krieges hat. Das Militärische wird in der Öffentlichkeit als ein Abenteuer dargestellt, bei dem Gefahren systematisch ausgeklammert werden. Steht dieses positive Erlebnis nicht im Mittelpunkt, so wird versucht, den Soldatentod, die Anwendung von Gewalt und die absolute Tötungsbereitschaft zu rechtfertigen. Dies gelingt über die Konstruktion von Bildern, wie die des ‚Feindes‘. Der ‚Gegner‘ wird als blutrünstiges und unberechenbares Wesen dargestellt, das vernichtet werden muss, um die eigene nationale Bevölkerung zu schützen. Die Sicht des Gegners wird dabei ausgeblendet. Ein weiteres unverzichtbares Bild dieses Rechtfertigungsversuchs ist das des soldatischen Helden. Männer, die den Soldatentod gestorben sind, werden als Ehrenbürger inszeniert.

Als übergeordnetes Ziel der organisierten Theatralisierung und der Imagepolitik des Militärs konnte die Reaktualisierung des soldatischen Männlichkeitsideals, welches im 19. Jahrhundert wurzelt, festgestellt werden. Die Hinterfragung seiner Hegemonialität im Rahmen der 68er Bewegung und das Aufkommen von anderen Männerbildern, wie das des liebenden Vaters, haben das soldatische Männlichkeitsideal nur scheinbar obsolet gemacht. In Wirklichkeit existiert es bis heute ungebrochen weiter. Es bedarf nur entsprechender Impulse, um den Identifikationsprozess mit dem soldatischen Männlichkeitsideal bei den potentiellen Rekruten einzuleiten.

Die Arbeit hat auch gezeigt, dass die Rekrutierungsstrategien bewusst so ausgerichtet sind, dass sie nicht die gesamte Gesellschaft ansprechen, sondern eine bestimmte Gruppe. Zu den klar definierten Zielgruppen zählen militärisch sozialisierte Jugendliche und sozial gescheiterte junge Männer. Militärische Sozialisation und das Prekariat sind Phänomene, die heute auf sozial schwächere Schichten zutreffen. Das Militär führt somit die militärische Tradition der Bevorzugung des jungen Menschen aus unteren gesellschaftlichen Schichten gegenüber dem ‚gebildeten‘ jungen Menschen bei der Rekrutierung fort. Ob das Festhalten an dieser Privilegierung noch immer auf die Idee zurückgeht, dass sozial schwache Bürger körperlich tüchtiger und leichter zu disziplinieren sind, konnte nicht nachgewiesen werden. Erkennbar ist allerdings, dass eine ökonomische Logik in den Anwerbestrategien steckt. Das Militär hat nicht nur die Funktion, Bürger zu rekrutieren, sondern sie auch nach Abschluss des Dienstes in die Gesellschaft zu integrieren. Das Militär drillt die ‚Loser‘ der Gesellschaft zu ‚nutzbaren Bürgern‘, die sich aufgrund der inkorporierten militärischen Disziplin später besonders gut für den Polizeidienst eignen, aber auch effektiv in begrenzter Zahl in andere Arbeitsbereiche eingesetzt werden können. Die Einbindung der gebildeten Schichten in das militärische System ist im Vergleich dazu unrentabel, weil dem Staat dadurch die ökonomische und administrative Basis entrisen werden würde. Die Intellektuellen haben mit ihrer schulischen Ausbildung zudem bereits bewiesen, dass sie ‚nützliche Bürger‘ sind.

Interessant ist die Tatsache, dass den Rekruten nicht bewusst ist, dass ihre Entscheidung maßgeblich von politischen Einflüssen in Form von Rekrutierungsstrategien abhing. Sie wissen nicht, dass sie aufgrund ihrer sozialen Herkunft zur Zielgruppe des Militärs gehörten. Sie glauben, dass der Wunsch, Soldat zu werden, von ihnen ausging. Selbst wenn ihnen die Beeinflussung vor Augen geführt wird, beharren sie auf dieser Meinung.

Die historischen Darstellungen dieser Arbeit haben gezeigt, dass dieses Freiheitsgefühl das Ergebnis einer Rationalisierung von Machtausübung ist. Wurde die Macht im 18. Jahrhundert noch mit Maßnahmen, wie gewaltsamen Rekrutierungen, öffentlich zur Schau gestellt, so wurde sie in den darauffolgenden Jahrhunderten immer diskreter. Zunächst wurde der Körper in Beschlag genommen. Er wurde nicht gemartert, sondern diszipliniert, um ihn zuverlässig zu

machen. Der militärische Drill sowie das Überwachen und Strafen spielten in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle. Mit der anschließenden Disziplinierung der Seele schuf die Regierung schließlich selbstregulierende Bürger, die im Sinne des Staates handeln. Genau diese Selbstregulierung, hinter der sich die stahlharten Strukturen eines Sicherheitsdispositivs verstecken, ist es, die den Staaten heute erlaubt, die Wehrpflicht abzuschaffen. Die Regierungen wissen, dass es nur der richtigen Anreize bedarf, um Rekruten für sich zu gewinnen und, dass diese Soldaten weitaus motivierter sind, als diejenigen, die ihrem Land dienen, weil ein Gesetz sie dazu verpflichtet.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass das Freiheitsgefühl der Soldaten kein Trugschluss ist. Die Arbeit hat gezeigt, dass Machtmechanismen die Existenz von Freiheit nicht ausschließen. Machtmechanismen machen das Subjekt nicht ‚unfrei‘. Sie können höchstens problematisch sein. Nach dieser Arbeit stellt sich beispielsweise die Frage, ob die Militarisierung der Gesellschaft nicht wieder deutlich eingebremst werden muss. Schließlich nimmt sie mit den Informationsveranstaltungen des Militärs in den Schulen wieder Züge an, die stark an den Nationalsozialismus erinnern. Außerdem hat sich die Frage aufgetan, ob eine Regierung überhaupt daran Interesse hat, potentielle Soldaten intellektuell zu fördern. Ist es möglich, dass Institutionen wie Schulen so organisiert sind, dass den schwächeren sozialen Schichten fast keine andere Wahl als das Militär bleibt, wenn sie nicht die großen Verlierer der Gesellschaft sein wollen? Dies wäre einerseits eine bewusste Behinderung der Entfaltungsmöglichkeiten eines Individuums. Andererseits wäre es eine Verletzung der Menschenrechte. Schließlich soll laut UNO-Menschenrechten Bildung die ‚Aufrechterhaltung des Friedens‘ gewährleisten und keine Krieger schaffen.

Diese Fragen konnten in dieser Arbeit nicht beantwortet werden, weil sie den Rahmen gesprengt hätten. Sie wären ein Thema für eine weiterführende Arbeit.

Literaturverzeichnis

Apelt, Maja: Geschlecht und Militär – Grundzüge der neueren Diskussion. In: Ahrens, Jens-Rainer; Apelt, Maja; Bender, Christiane (Hrsg.) (2004): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Auer, Werner (2008): Kriegskinder. Schule und Bildung in Tirol im Ersten Weltkrieg. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner.

Bergmann, Anna (1998): Die verhütete Sexualität. Die medizinische Bemächtigung des Lebens. 1. Aufl. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag.

Bergmann, Anna: Darstellungen des Tötens und Getötetwerdens in der deutschen Berichterstattung über den Afghanistan- und Irakkrieg. In: Wulf, Christoph; Zirfas, Jörg (Hrsg.) (2001): Töten. Affekte, Akte und Formen. Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Band 20. Heft 1. Berlin: Akademie Verlag. S. 292 – 315.

Bernhard, Patrick (2005): Zivildienst zwischen Reform und Revolte. Eine bundesdeutsche Institution im gesellschaftlichen Wandel 1961 – 1982. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Bernhard, Patrick: An der »Friedensfront«. Die APO, der Zivildienst und der gesellschaftliche Aufbruch der sechziger Jahre. In: Von Hodenberg, Christina; Siegfried, Detlef (Hrsg.) (2006): Wo „1968“ liegt: Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 164 - 200.

Betz, Dieter; Breuninger, Helga (1987): Teufelskreis Lernstörungen. Theoretische Grundlegung und Standardprogramm. München: Psychologie Verlags Union.

Bilke, Nadine (2008): Qualität in der Krisen- und Kriegsberichterstattung. Ein Modell für einen konfliktsensitiven Journalismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Fink.

Connell, Robert W. (2006): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 3. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Daniel, Ute: Einleitung. In: Daniel, Ute (Hrsg.) (2006): Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. zum 21. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 7 – 22.

Delbrück, Hans (1920): Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, IV Teil: Die Neuzeit. Berlin: Stilke.

Deutsch-Russisches Museum Berlin Karlshorst (2003): Beutestücke. Kriegsgefangene in der deutschen und sowjetischen Fotografie 1941 – 1945. Berlin: Ch. Links Verlag.

Duman, Yilmaz (2003): Zur Frage der Macht im Werk Michel Foucaults. Unter besonderer Berücksichtigung der Ethnologie der europäischen Kultur. Wien: Universitätsverlag.

Ecarius, Jutta (2009): Jugend und Familie. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.

Fischer, Gottfried; Riedesser, Peter (2009): Lehrbuch der Psychotraumatologie. 4. Aufl. Stuttgart: UTB.

Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. (Original: Foucault, Michel (1993): Surveiller et punir. Naissance de la prison. Paris: Gallimard.)

Foucault, Michel (2004): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. (Original: Foucault, Michel (2004): Sécurité, territoire, population. Cours au Collège de France (1977-1978). Paris: Seuil)

Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft. München: Beck.

Frevert, Ute (a): Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. In: Frevert, Ute (Hrsg.) (1997): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett. S. 17 – 47.

Frevert, Ute (b): Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Frevert, Ute (Hrsg.) (1997): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett. S. 145 – 173.

Goldscheid, Rudolf (1911): Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie. Leipzig: Werner Klinkhardt.

Hagemann, Karen: Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe „patriotischer“ Weiblichkeit zur Zeit der Freiheitskriege. In: Frevert, Ute (Hrsg.) (1997): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart: Klett. S. 174 – 200.

Hellmann, Vanessa (2009): Der Vertrag von Lissabon. Vom Verfassungsvertrag zur Änderung der bestehenden Verträge – Einführung mit Synopse und Übersichten. Berlin: Springer.

Herden, Ralf Bernd (2005): Roter Hahn und Rotes Kreuz. Norderstedt: Books on Demand.

Hertling, Thomas (2008): Jungen und Männer heute. Berlin: Lit Verlag Dr. W. Hopf.

Hettling, Manfred; Echternkamp, Jörg: Heroisierung und Opferstilisierung. Grundelemente des Gefallenengedenkens von 1813 bis heute. In: Hettling, Manfred; Echternkamp, Jörg (Hrsg.) (2013): Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag. S. 123 – 158.

Hofmann, Heidi (1999): Die feministischen Diskurse über Reproduktionstechnologien. Positionen und Kontroversen in der BRD und den USA. Frankfurt am Main: Campus.

Jansen Christian: Einleitung: Die Militarisierung der bürgerlichen Gesellschaft. In: Jansen, Christian (2004): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich. Essen: Klartext. S. 9 – 23.

Jansen, Christian (2004): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich. Essen: Klartext.

Jünger, Ernst (2007): In Stahlgewittern. 48. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Kahle, H. F.: Die Militarisierung der Schulsprache. In: Rutschky, Katharina (Hrsg.) (2001): Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. 8. Aufl. München: Ullstein.

Kirstein, Dennis (2008): Amerikas Terrorkreuzzug: Kriege, Folter und Menschenrechtsverletzungen im 21. Jahrhundert. 1. Aufl. Norderstedt: Books on demand.

Konecny, Edith; Leitner, Maria-Luise (2000): Psychologie. Wien: Braumüller.

Kotthoff, Marcel (2011): Die Entwicklung der deutsch-französischen Sicherheitskooperation seit dem Ende des Ost-West-Konflikts. Wiesbaden: VS Verlag.

Kroener, Bernhard R. (2011): Militär, Staat und Gesellschaft im 20. Jahrhundert (1890 - 1990). München: Oldenbourg.

Lambers, Helmut (2010): Wie aus Helfen Soziale Arbeit wurde. Die Geschichte der sozialen Arbeit. Heilbrunn: Klinkhardt.

Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Hamburg: Argument.

Lemke, Thomas: Gouvernementalität. In: Kleiner, Marcus S. (Hrsg.) (2001): Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken. Frankfurt am Main: Campus Studium. S. 108 – 122.

Lüdtke, Solveig (2007): Globalisierung und Lokalisierung von Rapmusik am Beispiel amerikanischer und deutscher Raptexthe. Berlin: Lit Verlag.

Luserke-Jaqui, Matthias: »Dieses grausame, entartete, wilde Geschlecht«. Über die literarische Darstellung der Schule als Ort männlicher Sozialisation. In: Tebben, Karin (Hrsg.) (2002): Abschied vom Mythos Mann. Kulturelle Konzepte der Moderne. S. 49 – 64.

Mackert, Jürgen (2006): Staatsbürgerschaft. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Mehlmann, Sabine: Das sexualisierte Individuum – Zur paradoxen Konstruktionslogik moderner Männlichkeit. In: Brunotte, Ulrike; Herrn, Rainer (Hrsg.) (2008): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld: Transcript.

Mosse, George L. (1993): Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Aus dem Amerikanischen von U. Rennert. Stuttgart: Klett-Cotta.

Mosse, George L. (1997): Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Frankfurt am Main: S. Fischer. (Original: Mosse, George L. (1997) The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity. New York 1996).

Nowosadtko, Jutta (2002): Krieg, Gewalt, Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte. Tübingen: Diskord.

Pröve, Ralf (2006): Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. In: Enzyklopädie deutscher Geschichte. Band 77. München: Oldenbourg.

Pröve, Ralf (2010): Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Gesammelte Abhandlungen. Berlin: LIT Verlag.

Roithner Thomas (2008): Die Europäische Union als „global player“. Die Militarisierung der Sicherheitspolitik und ihre Alternativen. Bonn: Dietz.

Sarasin, Philipp (2005): Michel Foucault zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.

Schilling, René (2002): »Kriegshelden«. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland. 1813 – 1945. Paderborn: Schöningh.

Strunz, Herbert (2009): Leistungs- und wirkungsorientierte Steuerung im Militär. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Trausch, Gilbert: Die historische Entwicklung des Großherzogtums – ein Essay. In: Lorig, Wolfgang H.; Hirsch, Mario (Hrsg.) (2008): Das politische System Luxemburgs. Eine Einführung. 1. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Trepp, Anne-Charlott: Männerwelten privat: Vaterschaft im späten 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. In: Kühne, Thomas (Hrsg.) (1996): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt, New York: Campus Verlag. S. 31 – 50.

Van der Linden, Marcel; Mergner, Gottfried: Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. In: Van der Linden, Marcel; Mergner, Gottfried (Hrsg.) (1991): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Berlin: Duncker & Humblot.

Wolf, Maria A.: „Kampfspiel“ – „ernster Kampf“ – „Arterhaltungskampf“. Der männliche „Reproduktionswert“ und die Konzeption einer „sozialistischen Väterlichkeit“ im Diskurs der NS-Medizin. In: Baader, Meike Sophia; Bilstein, Johannes; Tholen, Toni (Hrsg.) (2012): Erziehung, Bildung, Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden: Springer. S. 75 – 102.

Internetquellen

Academic dictionaries and encyclopedias: Formaldienst. O.J. Verfügbar unter: [<http://de.academic.ru/dic.nsf/dewiki/454915>] (letzter Stand: 18.12.2013)

Alexander, Robin: Das Ende der Wehrpflicht ist auch ein Erfolg der FDP. Heute werden zum letzten Mal in Deutschland Rekruten eingezogen. Das Wehrpflicht-Aus ist nicht nur Guttenbergs Verdienst. In: Die Welt. 03.01.2011. Verfügbar unter: [<http://www.welt.de/politik/deutschland/article11934194/Das-Ende-der-Wehrpflicht-ist-auch-ein-Erfolg-der-FDP.html>] (letzter Stand: 14.06.2013)

Auswärtiges Amt, Bundesministerium der Verteidigung: Europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik. 01.06.2009. [<https://www.auswaertiges-amt.de/cae/servlet/contentblob/363560/publicationFile/3722/ESVP.pdf>]. (letzter Stand: 13.06.2013)

Breuer, Ingeborg: Verstörende Kraft. Susan Sontag über Fotografie. 11.02.2004. Verfügbar unter: [http://www.deutschlandfunk.de/verstoerende-kraft.700.de.html?dram:article_id=81653] (letzter Stand: 08.01.2015)

Bürger, Peter: „Militäroperation Hollywood“. 2005. Verfügbar unter: [<http://www.heise.de/tp/artikel/19/19885/1.html>] (letzter Stand: 26.04.2014)

Central Intelligence Agency (CIA): The World Factbook: Military service age and obligation. O.J. Verfügbar unter: [<https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/fields/2024.html>] (letzter Stand: 08.11.2014)

Dausend, Peter: Breite Unterstützung der Offiziere. In Deutschland siegten vernünftige Argumente über politische Sturheit: Die Wehrpflicht wird ausgesetzt. In: Die Zeit. 10.02.2011. Verfügbar unter: [<http://www.zeit.de/2011/07/Wehrpflicht-Oesterreich>] (letzter Stand: 15.06.2013)

Fritsch, Alexander: „Angriffskrieg“ oder „Friedensmission“. Zum Verhältnis von Public Relations und Journalismus in Kriegszeiten. O.J. Verfügbar unter: [<http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/5624/data/02-fritsch-angriffskrieg-oder-friedensmission.pdf>] (letzter Stand: 09.04.2014)

Inspection du travail et des mines: Salaire social minimum. 2013. Verfügbar unter: [<http://www.itm.lu/home/droit-du-travail/salaire-social-minimum.html>] (letzter Stand: 04.10.2014)

Lamberty, John: Gedenkstele für Luxemburger Veteranen des Koreakriegs enthüllt. 4.10.2010. Verfügbar unter: [<https://www.mywort.lu/diekirch/directory-culture/2531310.html>] (letzter Stand 08.06.2014)

Last, Rene, Lück, Nina: Militär Wissen. Definition Militär. 2014 Verfügbar unter: [<http://www.militaer-wissen.de/definition-militaer/>] (letzter Stand: 02.02.2015)

Lehmann, Robert: Überblick: ISAF – International Security Assistance Force. 04.08.2014. Verfügbar unter: [http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/04_SB8K8xLLM9MSSzPy8xBz9CP3I5EyrpHK9pPKUVL3UzLzixNSSqlS93MziYqCK1Dy9zOLENL3S1KTUoqSczOTseBBfvyDbUREAzg1F5g!!/] (letzter Stand: 15.10.2014)

Lëtzebuenger Arméi: 31 Rekruten der 12. Session vereidigt / Auszeichnungen für luxemburgische und ausländische Soldaten. 27.04.2012. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2012/31-rekruten-der-12.-session-vereidigt-auszeichnungen-fu-r-luxemburgische-und-auslaendische-soldaten>] (letzter Stand 06.06.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Armee lädt 750 Schüler des postprimären Unterrichts zu einem Informationstag ein. 2013. Verfügbar unter: [http://www.armee.lu/actualites/news.php?archive=2013&news=new_741] (letzter Stand: 19.05.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Et geet elo duer! 16.12.2011. Verfügbar unter: [http://www.armee.lu/actualites/news.php?archive=2011&news=new_651] (letzter Stand: 10.06.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Feierliche Wachablösung vor dem Palast. 24.06.2011. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2011/feierliche-wachabloesung-vor-dem-palast>] (letzter Stand: 26.09.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Organisation de l'Armée. Organisation de l'Armée selon la loi du 29 juin 1967. 16.12.2011. Verfügbar unter: [http://www.army.lu/actualites/news.php?archive=2011&news=new_651] (letzter Stand: 30.09.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Soldaten der 16. Session gestern Nachmittag in Strassen vereidigt. 13.09.2013. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2013/soldaten-der-16.-session-gestern-nachmittag-in-strassen-vereidigt>] (letzter Stand: 24.12.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Spot TV 2014. 2014. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/#spot-recrutement/0/>] (letzter Stand: 11.06.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Traditionelle Militärparade am Samstag in der Hauptstadt. 25.6.2012. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2012/traditionelle-militaerparade-am-samstagmittag-in-der-hauptstadt>] (letzter Stand: 25.09.2014)

n-tv: „Für Deutschland gestorben.“ Merkel verneigt sich. 09.04.2010. Verfügbar unter: [<http://www.n-tv.de/politik/Merkel-verneigt-sich-article815218.html>] (letzter Stand: 16.04.2014)

Tageblatt: Luxemburger Soldaten gefährdet? 09.03.2012. Verfügbar unter: [<http://www.tageblatt.lu/nachrichten/luxemburg/story/31265167>] (letzter Stand: 14.10.2014)

Thomas, Tanja; Virchow, Fabian (2003): Heldenkino. Verfügbar unter: [<http://www.sopos.org/aufsaeetze/3f6b690fa4d79/1.phtml>] (letzter Stand: 11.02.2014)

Lëtzebuenger Arméi: Feierliche Wachablösung vor dem Palast. 24.6.2011. Verfügbar unter: [<http://www.armee.lu/actualites/2011/feierliche-wachabloesung-vor-dem-palast>] (letzter Stand: 26.09.2014)

Wunder, Michael: Was heißt Eugenik. O.J. Verfügbar unter:
[<http://www.gedenkort-t4.eu/de/gegenwart/was-heisst-eugenik>] (letzter Stand:
18.11.2014)

Anhang

Digitalisierung sämtlicher Interviews auf CD

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides statt durch meine eigenständige Unterschrift, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet habe. Alle Stellen, die wörtlich oder inhaltlich den angegebenen Quellen entnommen wurden, sind als solche kenntlich gemacht.

Innsbruck, Februar 2015

.....

Tanja MULLER